

Josef BAYER

SYNTAKTISCHE FORM UND INTERPRETATIVE
LÜCKEN.
EPENTHESE IN DER SYNTAX¹

ABSTRACT

Die phonologische Opposition zwischen /t/ und /d/, siehe „Tier“ versus „dir“ oder „Ende“ versus „Ende“, ist aufgehoben bei konsonantischer Epenthese; das [t] in *hoffen[t]lich*, *wesen[t]lich*, oder auch im gesprochenen *übrigen[t]s*, *al[t]so* etc. ist nicht phonemisch, also bedeutungsdiskriminierend, und besitzt keine Alternativen, wie die Abweichung von **hoffen[s]lich*, **wesen[g]lich* etc. zeigt. Diese elementare Beobachtung gibt Anlass, nach einer morpho-syntaktischen Analogie zu suchen. Die Frage ist: Gibt es auch in diesem Bereich Fälle, in denen aus rein strukturellen Gründen Material in die Phrasen- oder Wortstruktur eingefügt wird, und in denen dieser Einschub keinen greifbaren semantischen Effekt hat. Die empirische Basis sind sieben Fälle, die auf den ersten Blick wie Irregularitäten in der Syntax/Semantik-Beziehung aussehen, und deren Erklärung sich einem einzigen Prinzip zuordnen lässt, welches hier als das „Epenthetische Prinzip“ (EP) bezeichnet wird. Der Aufbau ist so, dass nach einer kurzen Einleitung zur Syntax/Semantik-Beziehung die sieben Fallbeispiele besprochen werden. Sie stammen überwiegend aus dem Deutschen, aber auch aus dem Türkischen, aus Bangla (Bengali) und aus dem Rumänischen. Die Analysen deuten auf die Möglichkeit einer einheitlichen Erklärung hin, die im Anschluss durch die Formulierung des EP auf den Punkt gebracht wird. Danach wird die Tauglichkeit des EP an einer Kurzrevision der einzelnen Fälle überprüft. Nach einer Skizze der Epenthese in der Phonologie schließt der Beitrag ab mit ein paar Gedanken zur Architektur der Grammatik.

► Stichwörter: Syntaktisch-semantische Kompositionalität, Paradoxien, Reparatur, Syntax/Phonologie-Vergleich

¹ Der Austausch mit vielen Kollegen hat mir bei der Arbeit an diesem Artikel und seinen Vorstufen geholfen: Probal Dasgupta, Peter Gallmann, Helmut Glück, Alexander Grosu, Jaklin Kornfilt, Masayuki Oishi, Frans Plank, Ralph Vogel, Heide Wegener. Großen Dank an die Teilnehmer des Linguisten-Seminars 2022 der japanischen Gesellschaft für Germanistik in Tokio, sowie bei meinem Vortrag an der Universität Hiroshima. Ich erinnere mich besonders an Jiro Inaba, Yoshiki Mori, Shin Tanaka, Tomoya Tsutsui und Mitsunobu Yoshida. Besonderer Dank gebührt den beiden anonymen Gutachtern. Misskonzeptionen und verbliebene Fehler gehen selbstverständlich ausschließlich auf meine Rechnung. Hiroyuki Miyashita und Jiro Inaba haben meine Reise in vorbildlicher Weise vorbereitet, begleitet und zu einem einmaligen Erlebnis werden lassen.

1. FORM, BEDEUTUNG, REKURSION: DIE BESTE ALLER MÖGLICHEN WELTEN

Ich möchte mit drei Zitaten beginnen, denen die Einsicht gemeinsam ist, dass Sprache die Potenz hat, unendlich viel Struktur zu generieren, und dass sich diese Struktur in einer nachvollziehbaren Weise semantisch interpretieren lässt.

1.1

[Die Sprache] steht ganz eigentlich einem unendlichen und wahrhaft gränzenlosen Gebiete, dem Inbegriff alles Denkbaren gegenüber. Sie muss daher von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen, und vermag dies durch die Identität der Gedanken und Sprache erzeugenden Kraft.

Wilhelm von Humboldt (1836). *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. Zit. aus (1998) Paderborn: Schöningh, S. 221.

1.2

Erstaunlich ist es, was die Sprache leistet, indem sie mit wenigen Silben unübersehbar viele Gedanken ausdrückt, dass sie sogar für einen Gedanken, den zum ersten Male ein Erdenbürger gefasst hat, eine Einkleidung findet, in der ihn ein anderer erkennen kann, dem er ganz neu ist. Dies wäre nicht möglich, wenn wir in dem Gedanken nicht Teile unterscheiden könnten, denen Satzteile entsprechen, sodass der Aufbau des Satzes als Bild gelten könnte des Aufbaus des Gedankens.

Gottlob Frege (1918/1919?). *Logische Untersuchungen*. Zit. aus (1966): Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 72.

1.3

Viewing the language L as a derivation-generating procedure, we may think of it as applying to a numeration N and forming a sequence S of symbolic elements ($\sigma_1, \sigma_2, \dots, \sigma_n$) terminating only if σ_n is a pair (π, λ) and N is reduced to zero (the computation may go on). S formed in this way is a derivation, which converges if the elements σ_n satisfy FI [full interpretation, JB] at PF and LF, respectively.

Noam A. Chomsky (1995). *The Minimalist Program*. Cambridge, Mass.: The MIT Press, S. 225f.

Wilhelm von Humboldt hatte die Einsicht, dass das Lexikon finit sein muss und eine Stabilität in der Zuordnung von Form und Inhalt garantiert, auf de-

ren Basis die Kombination zu immer neuen Inhalten und damit Gedanken möglich wird. Es wird hier das Prinzip der Rekursion vorweggenommen. Gottlob Frege ist der Vater des sogenannten „Frege-Prinzips“, wonach die Bedeutung eines komplexen sprachlichen Ausdrucks durch die Bedeutungen seiner Teile sowie die uneingeschränkte Art ihrer Kombinatorik bestimmt ist. Weder von Humboldt noch Frege hatten die formalen Werkzeuge für das, was wir heute „Syntax“ nennen. Syntax war bis dahin in der Essenz so etwas wie ein Regelwerk zur Verkettung von Ausdrücken, wie es der Schulgrammatik zugrunde liegt. Der wirkliche Durchbruch erfolgte mit Chomskys Anwendung der Automatentheorie auf die Sprache Anfang der 1950er Jahre. Dank des rekursiven *Merge* Algorithmus der Syntax entstehen durch Zugriff auf ein finites Vokabular unlimitierte Strukturen, in denen Form (π) und Bedeutung (λ) jeweils aufeinander bezogen sind. Diese dadurch gewonnene einfache Lösung des Form/Bedeutungs-Problems wird als universell gültig angesehen. Kaum jemand kann ernsthaft wünschen, den Kombinationsalgorithmus wieder aufzugeben, weil es Ausnahmen gibt, die auf den ersten Blick unüberwindlich scheinen.² In sehr vielen Fällen lösen sich Inkongruenzen dadurch, dass man mit Chomsky eine Trennung von Kern- oder Kompetenzgrammatik und Peripherie- oder Performanzgrammatik anerkennt. Eine herausragende Stellung nimmt hier die Tatsache ein, dass Sprache dank ihrer Verwendung durch den Menschen einem ständigen Wandel unterworfen ist. Es wäre zum Beispiel unsinnig, gegen das Frege-Prinzip zu argumentieren, weil den allermeisten Menschen nicht bekannt ist, dass das Nomen *Alarm* ursprünglich aus *a* (zu) und *arma* (Waffe) zusammengesetzt ist, also „zu den Waffen“. Phrasen werden zu Wörtern, und ihr Aufbau wird von den Sprechern nicht mehr erkannt. Darum kann es hier nicht gehen. Es gibt jedoch syntaktisch-semantische Inkongruenzen, bei denen sprachhistorische oder Performanzgründe nicht zum Einsatz gebracht werden könnten. Auf einige solche Inkongruenzen möchte ich in diesem Beitrag eingehen und sie im Sinne unserer linguistischen Gründerväter diskutieren. Das Ziel ist, sie zum Verschwinden zu bringen, indem man zeigt, dass sie sich alle einer singulären Erklärung unterordnen, und dass sich diese Erklärung aus der Architektur der Grammatik ergibt.

Ich beginne mit Anmerkungen zur Kennzeichnung von Spezifität im Türkischen und in Bangla sowie mit der Genitivzuweisung im Rumänischen. Danach folgen etwas detailliertere Untersuchungen zu vier scheinbaren Syntax/Semantik-Inkongruenzen, die im Deutschen auftreten.

² S. die Kollektion von Arbeiten in Brandt & Fuß (2013).

2. SPEZIFIZITÄT IM TÜRKISCHEN

Auf die folgenden Zusammenhänge wurde ich durch Jaklin Kornfilt (pers. Mitt.) aufmerksam. Das Morphem $-(y)I$ des Türkischen ist neben seiner Funktion als Akkusativmarkierer auch ein Indikator für Spezifizität (Enç 1991).³ Betrachten wir die Anwendung auf Indefinita in (1).

- | | | | |
|-----|----|----------------------------------|----------------------------|
| (1) | a. | (Ben) bir kitap oku-du-m | INDEFINIT/NICHT-SPEZIFISCH |
| | | ich ein Buch les-PAST-1SG | |
| | | ‚Ich las (irgend)ein Buch.‘ | |
| | b. | (Ben) bir kitab-ı oku-du-m | INDEFINIT/SPEZIFISCH |
| | | ich ein Buch-ACC les-PAST-1SG | |
| | | ‚Ich las ein (bestimmtes) Buch.‘ | |

Von Heusinger & Kornfilt (2005: 24) charakterisieren den Unterschied wie folgt: *the referential index of a specific expression must be in an inclusive relationship to the set of corresponding indices of an established set (established in the discourse or made otherwise salient).*

Der Einsatz des Morphems $-(y)I$ bewirkt also den Unterschied zwischen (1a) und (1b). Betrachten wir nun den Grammatikalitätskontrast in (2):

- | | | | | | |
|-----|----|---|-----------------|----------------|----------------|
| (2) | a. | Ali kadın-lar-ın | iki -sin | -i | tanı-yor-du |
| | | Ali Frau-PL-GEN | zwei-AGR[3]-ACC | kenn-PROG-PAST | |
| | | ‚Ali kannte zwei der Frauen.‘ (Enç 1991: Bsp. 28) | | | |
| | b. | *Ali kadın-lar -ın | iki -si | | tanı-yor-du |
| | | Ali Frau-PL-GEN | zwei-AGR[3] | | kenn-PROG-PAST |

Enç zufolge ist (2b) deshalb ungrammatisch, weil *iki* (zwei) spezifisch sein sollte. Es bezeichnet eine Untermenge einer schon festgelegten Menge.

Kornfilt (2001) beobachtet nun, dass diese Argumentation nicht ganz hält, was sie verspricht. Es gibt nämlich Kontexte, in denen $-(y)I$ unabhängig von der semantischen Interpretation auftritt. Die Abwesenheit von $-(y)I$ ruft Ungrammatikalität hervor. Dazu betrachten wir das Morphem $-(s)I(n)$; $-(s)I(n)$ ist ein nominaler Kongruenzmarkierer, dem in einer transitiven Konstruktion das Akkusativ-Morphem folgen muss. Interessanterweise gilt diese Regel unabhängig von der Interpretation als +spez oder –spez. Man betrachte dazu das folgende Beispiel.

- | | | | | | |
|-----|--|-------------|-------|----------|-----------------|
| (3) | Kitap-lar-ın | iki-sin | *(-i) | al, | geri-sin-i |
| | Buch-PL-GEN | zwei-AGR[3] | -ACC | nehm.IMP | Rest-AGR[3]-ACC |
| | kutu-da | brak | | | |
| | Kiste-LOC | lassen | | | |
| | ‚Nimm zwei (beliebige) von den Büchern und lass den Rest [der Bücher] in der Kiste.‘ | | | | |

³ Entsprechende Zusammenhänge treten mit einer gewissen Systematizität auch in anderen Sprachen auf, so etwa in Hindi oder Bangla. Zu Bangla gleich mehr in §3. Der Vokal wird als zugrunde liegende Form mit *I* notiert. Er unterliegt der Vokalharmonie.

Die akkusativ-markierte Untermenge von Büchern kann als +spez aber interessanterweise auch als –spez verstanden werden. Das ist unerwartet, wenn *-(y)I* schon a priori als +spez bestimmt sein sollte. Von Heusinger and Kornfilt (2005: 37) drücken das wie folgt aus: *Where the accusative marker is required for formal reasons, it is not a reliable marker for specificity; elsewhere, it is.*

Es liegt also nahe, dass *-(y)I* eine formale Rolle erfüllt, nämlich die Satisfaktion einer obligatorischen transitiven Akkusativ-Markierung bei Nominalisierung. Der Einsatz von *-(y)I* verhindert die Ungrammatikalität der Konstruktion. Das Spannende ist, dass genau in diesem Moment der semantische Beitrag dieses Morphems obsolet werden darf. Fasst man den Einsatz von *-(y)I* als eine Art epenthetisches Segment auf, dann ist vorausgesetzt, dass es keine Verpflichtung gibt, dieses Segment semantisch zu interpretieren. Epenthetische Segmente stehen quasi „mit einem Bein“ außerhalb der Kerngrammatik, denn sie entziehen sich dem System der Oppositionen. Das /t/ in dem Adverb *hoffentlich* hat keinen Opponenten. Es ist deshalb nicht phonematisch, hat also keine bedeutungsdiskriminierende Funktion. Ich gehe davon aus, dass in der Syntax des Türkischen *-(s)I(n)* eine vergleichbare Rolle spielt.

3. SPEZIFIZITÄT IN BANGLA⁴

In Bangla tritt das Morphem *-ke* für den Objekts-Kasus an einem direkten Objekt (DO) auf, wenn dieses auf eine Person referiert, also +hum ist. Bangla ist keine Artikelsprache, verwendet aber Klassifikatoren. Im Folgenden ist CL ein Klassifikator, dessen nähere Bestimmung hier nicht von Interesse ist.

- (4) a. ami chele-Ta-ke dekhechi +hum
 ich Junge-CL-DO sah
 ‚Ich sah den Jungen‘
- b. ami ĩdur-Ta (*-ke) dekhechi -hum
 ich Maus-CL-DO sah
 ‚Ich sah die Maus‘

Dem Objektsmarkierer *-ke* einfach das Merkmal +hum zuzuschreiben, wäre allerdings zu simpel. Das indirekte Objekt (IO) ist nämlich frei von dieser semantischen ±hum Restriktion. Es wird immer mit *-ke* markiert. *-ke* ist also kein einfaches Kasuszeichen, sondern steht im Dienste von *Differential Object Marking* (DOM).

⁴ Der postkolonialen Gepflogenheit folgend verwende ich ab hier die Bezeichnung Bangla, die die ältere Bezeichnung Bengali ersetzt hat.

- (5) a. dilip chele-Ta *(-ke) khabar dilo
 dilip Junge-CL -IO Essen gab
 ‚Dilip gab dem Jungen zu essen‘
 b. dilip idur-Ta *(-ke) khabar dilo
 ‚Dilip gab der Maus zu essen‘

In Verbindung mit Numeralia bewirkt *-ke* eine spezifische Interpretation. Dabei spielt +hum keine Rolle (Probal Dasgupta, pers. Mitt.):

- (6) a. ami du-To chele-ke khūjchilam -DEF/+SPEZ
 ich zwei-CL Junge-DO suchte
 ‚Ich suchte zwei bestimmte Jungen‘
 b. ami du-To chele khūjchilam -DEF/-SPEZ
 ‚Ich suchte zwei Jungen (z. B. im Gegensatz zu Mädchen)‘
- (7) a. dilip du-To chagol-ke khūjche -DEF/+SPEZ
 dilip zwei-CL Ziege-DO sucht
 ‚Dilip sucht zwei bestimmte Ziegen (z. B. die ihm vorher entkommen sind)‘
 b. dilip du-To chagol khūjche -DEF/-SPEZ
 ‚Dilip sucht zwei Ziegen (z. B. im Gegensatz zu Schafen)‘

Hier tritt in bestimmten Konstruktionen der Fall ein, dass *-ke* obligatorisch wird, während es gleichzeitig keinen Effekt für die spezifische Interpretation mehr hat. Nehmen wir die Konstruktion X-für-Y-halten oder X-mit-X-verwechseln in (8) an, auf die mich Probal Dasgupta (pers. Mitt.) hingewiesen hat. Gehen wir davon aus, dass Dilip sich schlecht mit Tieren auskennt und Ziegen mit Schafen verwechseln könnte. Interessanterweise ist (8) sowohl mit einer spezifischen als auch mit einer nicht spezifischen Interpretation kompatibel.

- (8) khali dilip-i du-To chagol* (-ke) du-To bhERa bhab-te pare
 nur dilip-FOC zwei-CL Ziege -DO zwei-CL Schaf denken-INF can
 a. ‚Nur Dilip kann zwei beliebige Ziegen für zwei beliebige Schafe halten‘
 -DEF/-SPEZ
 b. ‚Nur Dilip kann zwei bestimmte Ziegen, z. B. Milu und Philu, für zwei bestimmte Schafe, z. B. Molli und Bolli, halten‘
 -DEF/+SPEZ

Chagol-ke kann also interpretiert werden als zwei spezifische Ziegen, die dem Sprecher bekannt sind, oder auch als zwei arbiträre Ziegen.⁵ Vermutlich tritt *-ke* hier aus Kasusgründen auf, vergleichbar mit sog. „exceptional case marking“ (ECM). Der Einsatz von *-ke* ist also eine Reparatur im Dienste der syntaktischen Wohlgeformtheit. Genau an diesem Punkt darf die semantische Interpretation von *-ke* als Markierer von Spezifität obsolet werden. Die tieferen Gründe für den Einsatz der Objektmarkierung mit *-ke* sind hier sekundär.

⁵ Laut Oinam Nganthoibi (pers. Mitt.) tritt in Hindi derselbe Effekt mit dem Kasus-Markierer *-ko* auf.

Worauf es ankommt ist, dass es Fälle gibt, in denen *-ke* eingesetzt wird, ohne die +spez Interpretation hervorzurufen. Es scheint also so zu sein, dass es eine syntaktische Grundforderung gibt, die beiden Objekte X und Y mittels *-ke* zu differenzieren. Die semantische Interpretation von *-ke* als Markierer von Spezifität ist dabei nachgeordnet.

Der Vergleich mit dem phonologischen Phänomen der Epenthese liegt auch hier auf der Hand: *-ke* wird eingefügt, um für das Syntax/PF Interface Wohlgeformtheit zu erreichen.

4. GENITIV IM RUMÄNISCHEN

Das Rumänische hat einen enklitischen definiten Artikel, hier dargestellt als das Achimorphem *-L-*, vgl. *codru-l* (Wald-D; ‚der Wald‘) or *frate-le* (Bruder-D; ‚der Bruder‘).

Nach Grosu (1994) ist *-L-* inhärent auch in dem Nomen *prietena* („Freundin“) angelegt.

Nun wird *-L-* auch gebraucht, um den Genitiv zuzuweisen, was man in (9b) sieht, wo *-L-* in dem Suffix *-lui* steckt.

- (9) a. Băiatu-l înalt a plecat
 Junge-L groß ist weggegangen
 ‚Der große Junge ist weggegangen.‘
 b. Prietena băiatu-lui înalt a plecat
 Freundin-L Junge-L(GEN) groß ist weggegangen
 ‚Die Freundin des großen Jungen ist weggegangen.‘ Grosu (1994: 160)

Grosu (1994: 147) schreibt: *-L-* „is the sole assigner of GEN(itive) Case in Romanian, and this, regardless of whether or not it has Determiner status.“ In (9a) sehen wir *-L-* als definiten Determinierer.⁶ In (9b) ist es der definite Determinierer für *băiatu*, aber zusätzlich auch das Kasusmorphem für den Genitiv. In (10) erscheint nach Alexander Grosu (pers. Mitt.) *-L-* an der funktionalen Präposition *a*, obwohl *un palat* klar indefinit ist.

- (10) Un palat *(a-l) un-ui rege
 ein Palast a-L ein-Gen König
 ‚ein Palast eines Königs‘

Folgt man der plausiblen Annahme, dass es im Rumänischen nur ein abstraktes Morphem *-L-* gibt, so muss man schließen, dass es zur Reparatur einer Verletzung des Kasusfilters eingesetzt wird und genau in diesem Fall

⁶ Ein Gutachter vermutet, dass *-L-* in (9a) ein Genitiv sein könnte und deshalb *înalt* nominal sein müsse. Dies ist unzutreffend. *Băiatu-l* ist eine normale definite DP. Das Adjektiv *înalt* ist nachgestellt. Genitiv spielt hier keine Rolle.

keine verpflichtende semantische Interpretation mehr hat. Folgt man also nicht der uneleganten Lösung, wonach im Lexikon je nach Kontext L_1, L_2, \dots, L_n zur Verfügung stehen, so ergibt sich eine Art von „Ausnahme“: Der Einsatz von $-L-$ wird in bestimmten Kontexten erzwungen, wobei genau dann die semantische Interpretation als definiter Artikel unterbleibt bzw. nicht mehr zwingend ist und somit, wie in (10), nicht zu einem Konflikt mit der durch *un* („ein‘) ausgedrückten Indefinitheit führen kann.

5. KASUS UND DEFINITER ARTIKEL IM DEUTSCHEN

Im Deutschen muss ‚lexikalischer Kasus‘ – bei mir sind das die verbregierten Kasus Dativ und Genitiv – anders als der ‚strukturelle Kasus‘ – in diesem Fall Nominativ und Akkusativ, mit ganz bestimmten Ausnahmen,⁷ morphologisch markiert sein.⁸ Betrachten wir dazu die Quantorenausdrücke *nichts* und *etwas*. Diese können als eigenständige Nomine auftreten, haben aber kein offensichtliches Kasusparadigma. Es gibt kein *nichts+em* und – zumindest in der Standardsprache – kein *etwas+em*.⁹ Während *nichts* und *etwas* mit strukturellem Kasus auftreten, wie (11a) und (12a) zeigen, können sie in Beispielen des Typs (13a) und (14a) nicht stehen.¹⁰

- | | | |
|------|---|-----|
| (11) | a. Nichts / Etwas ist schief gegangen | NOM |
| | b. Kein Versuch ist schief gegangen | |
| (12) | a. Wir haben nichts / etwas erlebt | ACC |
| | b. Wir haben keinen Sturm erlebt | |
| (13) | a. *Die Feuchtigkeit hat nichts / etwas geschadet | DAT |
| | b. Die Feuchtigkeit hat keinem Haus geschadet | |
| (14) | a. *Der Kanzler konnte sich nichts / etwas erinnern | GEN |
| | b. Der Kanzler konnte sich keines Vorfalles dieser Art erinnern | |

Wie einer der Gutachter richtig bemerkt, steht meine Behauptung über *nichts* und *etwas* im Widerspruch zur Grammatikalität ihrer präpositional regierten

⁷ Standardbeispiele sind Eigennamen, besonders Vornamen wie in *Gerlinde ist ein Fehler unterlaufen*. Diese wurden aber bis in die jüngere Sprachgeschichte flektiert, wie in *Gerlinden ist ein Fehler unterlaufen*, sodass das Vorliegen eines stummen Kasuszeichens nicht ausgeschlossen werden kann. S. Paul (1917: §§ 104–118). Mehr dazu weiter unten.

⁸ Die beiden bilden eine natürliche Klasse, denn NOM und ACC stehen respektive in einer Kongruenzbeziehung zu den funktionalen Köpfen T und v. Nur sie engagieren sich in der Diathese und in anderen funktionsändernden Prozessen wie etwa der medialen (*middle*) Konstruktion. DAT und GEN bleiben in diesen Prozessen starr.

⁹ Im Schweizerdeutschen hat man *etwas* mit overter Dativmorphologie: *öppisem*. (13a) wäre mit *öppisem* grammatisch.

¹⁰ *Etwas* kann auch adverbial gebraucht werden im Sinne von „ein bisschen/ein wenig“. Diese Lesart ist hier natürlich irrelevant.

Vorkommen wie in *Er war mit nichts zufrieden, Er hat mit etwas gespielt*. Es gibt allerdings reiche Evidenz dafür, dass Adpositionen anders als Verben gar keinen Kasus „zuweisen“, sondern in ihrer Substruktur selber Exponenten des Kasus sind. Nominale wie *nichts, etwas* etc. bedürfen im Kontext der Adposition des morphologischen Kasus nicht, denn sie erwerben ihren Kasus quasi durch Merger mit der Adposition. Detaillierte Ausführungen dazu finden sich in Bayer, Bader & Meng (2001) und in Bayer & Bader (2007).

Das scheinbare Problem mit P-regiertem Kasus isoliert habend spielt die morphologische Kasusmarkierung in der Grammatik des Deutschen also eine wichtige Rolle und kann nicht marginalisiert werden. Wesentliche Einsichten dazu gehen auf Gallmann (1996; 1997) zurück.

Die Distribution in (11) bis (14) wiederholt sich bei Indefinita, die im Neuhochdeutschen ebenfalls keine distinkte Kasusmorphologie aufweisen.¹¹

- | | | |
|------|--|-----|
| (15) | a. Kälte stört mich nicht | NOM |
| | b. Ich kann Kälte gut ertragen | ACC |
| | c. *Du darfst diese Pflanzen nicht Kälte aussetzen | DAT |
| | d. *Ich kann mich Kälte lebhaft erinnern | GEN |

Sobald ein flektierendes Adjektiv hinzutritt, werden (15c,d) grammatisch.

- | | | |
|------|---|-----|
| (16) | a. Du darfst diese Pflanzen nicht extrem-er Kälte aussetzen | DAT |
| | b. Ich kann mich extrem-er Kälte lebhaft erinnern. | GEN |

Dasselbe gilt für die Artikel. Sie markieren die lexikalischen Kasus overt.

Nun ruft der Gebrauch des definiten Artikels erwartungsgemäß die definite Lesart auf. (17a) unterscheidet sich klar von (15a), da jetzt von einer bestimmten atmosphärischen Kälte die Rede ist, nicht von Kälte im Allgemeinen. Dasselbe trifft auf (17b)/(15b) zu.

¹¹ Man muss einschränkend hinzufügen, dass es beim Dativ Fälle gibt, die auch ohne overte Kasusmarkierung auskommen. Ich danke Peter Gallmann (pers. Mitt.) für entsprechende Hinweise. Hier sind einige Funde aus dem Internet.

(i) Normalerweise versucht der Körper, wenn er Kälte ausgesetzt ist, den Wärmeverlust zu reduzieren.

(ii) Diese überwintern an den Standplätzen und sind somit über einen langen Zeitraum Nässe ausgesetzt.

(iii) so dass die Gefangenen ungeschützt Regen und Kälte ausgesetzt waren.

Koordination wie in (iii) scheint optimierend zu wirken. *Hitze/Kälte entkommen* findet man im Internet quasi nie. Am Verb kann das nicht liegen, denn das Englische *escape* verlangt keinen Artikel; vgl.

(iv) German Workers Should Take Spanish-Style Siestas to Escape Heat

<https://www.bnnbloomberg.ca/german-workers-should-take-spanish-style-siestas-to-escape-heat-1.1947759> (08–08–2023)

Ich habe keine wirkliche Erklärung dafür, würde aber vermuten, dass im aktuellen Sprachsystem noch Reste der ehemaligen dativischen Nominalflexion vorhanden und trotz stummer Morphologie aktivierbar sind.

- (17) a. Die Kälte stört mich nicht NOM
 b. Ich kann die Kälte gut ertragen ACC

Das Überraschende ist, dass der distinguierende semantische Effekt des definiten Artikels bei den lexikalischen Kasus verschwinden kann. Man betrachte dazu die Beispiele in (18a) und in (18b):

- (18) a. Du darfst diese Pflanzen nicht der Kälte aussetzen DAT
 (i) ‚Du darfst diese Pflanzen nicht der aktuell bestehenden atmosphärischen Temperatur aussetzen‘ DEFINIT/SPEZIFISCH
 (ii) ‚Du darfst diese Pflanzen generell keiner niedrigen Temperatur aussetzen‘ DEFINIT/NICHT-SPEZIFISCH
 b. Ich kann mich der Kälte lebhaft erinnern GEN
 (i) ‚Ich habe klare Vorstellungen über eine bestimmte niedrige Temperatur, die herrschte, als ich z. B. letztes Jahr beim Skifahren war‘ DEFINIT/SPEZIFISCH
 (ii) ‚Ich habe nicht vergessen, wie sich sehr niedrige Temperatur anfühlt‘ DEFINIT/NICHT-SPEZIFISCH

Es geht um die Interpretationen, die in (18a, ii) und in (18b, ii) paraphrasiert sind. Bei ihnen ist der semantische Beitrag des definiten Artikels, wie wir ihn kennen, suspendiert.

Ist dieser Zusammenhang zwingend? Ich denke, er liegt jedenfalls sehr nahe. Die Aufhebung des semantischen Effekts ist nämlich auf diejenigen Fälle begrenzt, bei denen die Abwesenheit der distinkten morphologischen Kasusmarkierung Ungrammatikalität hervorrufen würde. Das zeigt sich beim Einsatz eines pränominalen Adjektivs. Das Adjektiv flektiert für Kasus und stellt damit morphologische Kasusovertheit her.

- (19) a. In Kalkutta konnte man sich d-er groß-en Kälte nicht erinnern
 ‚einer ganz bestimmten großen Kälte, die es einmal gab‘ DEFINIT/SPEZIFISCH
 b. In Kalkutta konnte man sich groß-er Kälte nicht erinnern
 ‚irgendeiner großen Kälte‘ INDEFINIT/NICHT-SPEZIFISCH

Der definite Artikel wird semantisch interpretiert, wenn er eine Unterscheidung zwischen zwei Interpretationen bewirkt. Er wird aber offenbar dann nicht notwendigerweise interpretiert, wenn er einen syntaktischen Schaden repariert. Der Schaden wäre hier, wie (15c,d) zeigen, bedingt durch die unzulässige Nicht-Markierung der lexikalischen Kasus.

Wieso sollte der definite Artikel für die Reparatur eines syntaktischen Defekts herangezogen werden? Eine wirklich konklusive Antwort gibt es nicht, aber es ist bekannt, dass im Deutschen der definite Artikel pleonastisch eingesetzt wird. Eigennamen für Personen aber auch Länder referieren unik. Daher gibt es für sie keine semantische Motivation, diese unike Referenz mit Hilfe des definiten Artikels herzustellen. Dennoch wird er sehr häufig verwendet. Bei bestimmten Ländernamen wie Irak, Iran, Jemen, Kongo, Libanon, Sudan, Tschad tritt er obligatorisch auf, vgl.

- (20) a. Der Jemen wollte die Schweiz angreifen
 b. *Jemen wollte Schweiz angreifen

Bei Personennamen tritt der definite Artikel fakultativ auf, wird aber v. a. in der gesprochenen Sprache und besonders in den Dialekten stark favorisiert. Es scheint hier durchaus auch einen funktionalen Grund zu geben. Da das Deutsche eine Scrambling Sprache ist, kann es zu letalen Ambiguitäten kommen wie etwa in (21).

- (21) a. Karl hat Irene Max vorgestellt SU-IO-DO
 b. Karl hat Max Irene vorgestellt SU-DO-IO
 c. Irene hat Karl Max vorgestellt IO-SU-DO
 d. Max hat Karl Irene vorgestellt DO-SU-IO etc.

Obwohl alle Stellungsvarianten grammatisch sind, sind Versionen mit scrambling, also (21b-d) für die Kommunikation weitgehend untauglich. Der Einsatz des definiten Artikels löst das Problem, wie (22) zeigt.

- (22) a. Der Karl hat der Irene den Max vorgestellt SU-IO-DO
 b. Der Karl hat den Max der Irene vorgestellt SU-DO-IO
 c. Der Irene hat der Karl den Max vorgestellt IO-SU-DO
 d. Den Max hat der Karl der Irene vorgestellt DO-SU-IO usw.

Es kann also als gesichert gelten, dass der definite Artikel in der Syntax des Deutschen Aufgaben erfüllt, die deutlich über die Semantik der definiten Kennzeichnung hinausgehen. In anderen Worten: Der Artikel lässt sich als *default* Element verwenden. In diesem Fall stellt er eine geeignete Kasusform bereit, wird aber nicht semantisch interpretiert. Angesichts solcher Evidenz ist es nicht verwunderlich, den Einsatz des definiten Artikels in den hier zur Diskussion gestellten Reparaturvorgängen zu finden. Die zentrale Beobachtung ist, dass der definite Artikel genau dann nicht semantisch interpretiert wird, wenn er zur Behebung eines syntaktischen Defekts bei der Visualisierung der strukturellen Kasus verwendet wird.

6. GESPALTENE TOPIKALISIERUNG UND DIE STRUKTUR DER DP

Im Deutschen kann sich eine NP aus einer indefiniten DPs bzw. QP herausbewegen, die adjektivisch oder durch einen Quantorenausdruck determiniert ist. Die NP nimmt dann eine Topic-Funktion ein, während die Rest-DP im Rhema verbleibt.

- (23) a. Er hat nicht [_{DP/QP} viele [_{NP} Bücher]] ⇔
 b. [_{NP} Bücher] hat er nicht [_{DP/QP} viele [_{NP} Bücher]]

Dass es sich hierbei nicht um eine schlichte Umstellung der Wortfolge handelt, ist lange bekannt. Man betrachte dazu den Singular.

- (24) a. Er hatte kein Hemd mitgebracht →
 b. *Hemd hatte er kein ~~Hemd~~ mitgebracht
 c. Hemd hatte er keines ~~Hemd~~ mitgebracht

Der adjektivische Quantor kann nicht einfach orphanisiert werden. Er muss die Form einer grammatisch legitimen DP annehmen, wie die elliptische Form in *Er hatte keines mitgebracht* im Gegensatz zu **Er hatte kein mitgebracht* zeigt.

Nun gibt es für viele v. a. süddeutsche Sprecher eine weitere Restriktion, auf die Henk van Riemsdijk hingewiesen hat. Für solche Sprecher ist auch (24c) nicht wirklich wohlgeformt. Der Grund dafür ist, dass zählbare Nomina wie *Hemd* in der Regel nicht undeterminiert auftreten dürfen.¹² Die Lösung in der Grammatik der südlichen Deutschsprecher – Alemannen, Bayern, Österreicher – besteht darin, das topikalisierte Nomen durch einen Determinierer anzureichern. Aus (24c) wird dann (25).¹³

- (25) Ein Hemd hatte er keines mitgebracht

Die topikalisierte XP ist also keine NP mehr, sondern eine DP. Würde man diese in die Basisposition zurück rekonstruieren, so entstünde (26a) mit der Struktur (26b):

- (26) a. *... hatte er keines ein Hemd mitgebracht
 b. *... hatte er [_{DP} keines [_{DP} ein Hemd]] mitgebracht

Das Resultat hat weder strukturell noch semantisch etwas mit dem grammatischen (25) zu tun. Der indefinite Artikel *ein* kann also nicht wirklich Teil der Numeration sein, die zur Erzeugung von (25) führt. Bei näherer Betrachtung

¹² Van Riemsdijk (1989: 124f). Undeterminierte zählbare Nomina müssten auf Vorkommen in der SpecCP Position beschränkt werden, denn sonst kommen sie allenfalls in telegraphischer Sprache vor. Vgl. *Kaufe Sportwagen! Suche Reitpferd!* In einer Artikelsprache wie Deutsch sind bekanntlich zählbare singularische Nomina immer nur mit einem Artikelwort möglich.

(i) Er hat ein Hemd mitgebracht / *Er hat Hemd mitgebracht

(ii) Er hat im (in+dem) Garten gearbeitet / *Er hat in Garten gearbeitet

Für Ralph Vogel (pers. Mitt.) wäre (24c) völlig normal, d. h. es muss eine Konvention geben, nach der Nomina undeterminiert in der Topikposition und nur dort auftreten dürfen. Heide Wegener (pers. Mitt.) berichtet, dass für sie, obwohl sie mit Schwäbisch aufgewachsen ist, die Distribution analog ist. Meine wie auch van Riemsdijks Aussagen zu Herkunft der Dialekte mit pleonastischen Artikel sollten also nicht zu ernsthaft an den Standards der Dialektologie und Dialektgeographie gemessen werden.

¹³ Es sei hier angemerkt, dass es süddeutsche Dialekte gibt, in den auch bei Massennamen und gelegentlich sogar bei zählbaren Nomina im Plural der indefinite Artikel auftritt. (i) ist im Bairischen quasi Standard; (ii) ist Kärntnerisch

(i) I brauch' a Gööd / in den Reifn muaß erst no a Luft nei
 ich brauche ein Geld in den Reifen muß erst noch eine Luft hinein

(ii) Host du do leicht ane Kinder gsegn? / I muaß ane Biacher kaufen
 hast du dort vielleicht eine Kinder gesehen Ich muss eine Bücher kaufen

kann *ein* überhaupt kein Teil der semantischen Repräsentation von (25) sein. Haben wir es bei der Spalt Topikalisierung u. U. nicht mit syntaktischer Bewegung zu tun, sondern mit Basisgenerierung, der zufolge die topikalisierte XP und die XP im Mittelfeld gar keinem gemeinsamen Argument entsprechen? Dieser Schluss wäre voreilig, und die Konsequenzen wären voller Komplikationen. Es gibt zudem konkrete Beweise dafür, dass in der Tat syntaktische Bewegung vorliegt. Van Riemsdijk (1989) weist nämlich nach, dass die gespaltene Topikalisierung den bekannten Bewegungsbeschränkungen gehorcht. So zeigt die bewegte Topic-XP die Eigenschaften langer Bewegung und legt nahe, dass es in SpecCP eine Zwischenlandung gibt. Topic-Split ist auch beschränkt durch die bekannten Inselbeschränkungen wie etwa die *wh-island* Beschränkung oder die *complex-NP* Beschränkung. Ebenso ist im Deutschen, wie erwartbar, *preposition stranding* ausgeschlossen. Das zeigt sich etwa bei (27).¹⁴

(27) *Einem Unwetter hatten wir mit keinem gerechnet

Die Strategie, von einer genuine Bewegung auszugehen, ist also gut begründet. Wie sollte man aber dann mit dem scheinbaren Konflikt fertig werden, dass die topikalisierte XP bei den süddeutschen Sprechern eine volle DP darstellt anstatt einer NP? Die Riemsdijk'sche Lösung lautet: *Regeneration*. Unter Hinweis auf die damals dominante X-bar Theorie formuliert er das so: *Regeneration will „grow back“ on an X' its maximal projection node XP* (S. 117). Die Relexikalisierung der XP muss natürlich beschränkt sein. *Relexicalization is subject to a strict recoverability requirement: only words that are fully determined by the features of the head of the moved phrase may be relexicalized*. In Bezug auf die spezielle Form des indefiniten Artikels schlägt van Riemsdijk (S. 118) vor: [...] *pick the unmarked form of the determiner and relexicalize it in terms of the recoverable features*. [...] *The simple indefinite article is the unmarked form of the nominal determiner, an assumption that strikes me as a quite natural one* (S. 118).

Unter den engen Vorgaben der X-bar Theorie wurde van Riemsdijks Theorie in den 1980er Jahren mit Zurückhaltung aufgenommen. *Regeneration* bzw. *Re-Lexikalisierung* schienen stipulativ zu sein und zudem die generative Kapazität in unzulässiger Weise zu erweitern. Im Rahmen der bisher betrachteten Fälle von „Reparatur“ erscheint das Konzept der *Regeneration/Re-Lexikalisierung* allerdings in einem völlig neuen und wie mir scheint attraktiven Licht. Wieso? Nun, die DP-Spaltung führt für die genannten Sprecher bei zählbaren Nomina zu ungrammatischen Strukturen. Diese werden durch den Einsatz einer *default*-Form repariert. Diese *default*-Form ist laut van Riemsdijk

¹⁴ Contra van Riemsdijks Datenbeurteilung halte ich das Beispiel allerdings für grammatisch, wenn die Präposition kopiert wird:

(i) Mit einem Unwetter hatten wir mit keinem gerechnet

der indefinite Artikel *ein*, da er die unmarkierte Form des nominalen Determinierers darstellt. Dem Gedanken einer Parallele zur epenthetischen Einsetzung folgend, stellt der epenthetisch verwendete indefinite Artikel kein Problem für die generative Kapazität der Grammatik dar, denn er spielt für die eigentliche Derivation gar keine Rolle. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass er keine Auswirkung auf die semantische Repräsentation des Satzes hat. Würde dieser Artikel regelmäßig interpretiert, z. B. als Existenzquantor, dann müsste (25) äquivalent sein mit (28):

- (28) a. #Er hatte ein Hemd mitgebracht, und er hatte kein Hemd mitgebracht
 b. $\exists x, x \in \{\text{hemd}\}$ er hatte x mitgebracht $\wedge \neg \exists x, x \in \{\text{hemd}\}$ er hatte x mitgebracht

(25) ist aber keineswegs kontradiktorisch. Mein Vorschlag, dass *ein* ein epenthetisches Segment ist, erzwingt es, dass die Form *ein* nicht interpretiert wird. Sie ist also post-syntaktisch eingefügt und spielt für die LF-Seite der Grammatik keine Rolle. (26a) mit der Struktur in (26b) kann keine Gültigkeit haben. Der indefinite Artikel *ein* ist in der Numeration für (25) gar nicht vorhanden und wird als *default*-Form erst post-syntaktisch eingesetzt. (25) wird also syntaktisch vollkommen unspektakulär hergeleitet wie in (29a) und post-syntaktisch durch den Einschub der Artikelform *ein* angereichert, wie in (29b) symbolisiert.

- (29) a. $[_{CP} [_{NP} \text{Hemd}] \text{ hat er } [_{DP/QP} \text{keines } [_{NP} \text{Hemd}]] \text{ mitgebracht}]$
 b. $[_{CP} [_{NP} \text{Hemd}] \text{ hat er } [_{DP/QP} \text{keines } [_{NP} \text{Hemd}]] \text{ mitgebracht}]$

 *ein*

Diese Behandlung der Re-Generierung bei Spalt Topikalisierung steht voll im Einklang mit den Lösungen, die zu den bisher diskutierten Fällen in §§ 2 bis 5 angeboten wurden. Die zentrale Beobachtung ist, dass der indefinite Artikel genau dann nicht semantisch interpretiert wird, wenn er zur Behebung eines syntaktischen Defekts bei der Visualisierung der singularischen Topik-NP verwendet wird.¹⁵

¹⁵ Das heißt nicht, dass es keine offenen Fragen gibt. Die Verletzung von P-stranding wie in (i) **Einem Mitsubishi hat er von keinem geträumt* wird z. B. vermieden durch die Kopierung der Präposition, wie in (ii) zu sehen ist:
 (ii) *Von einem Mitsubishi hat er von keinem geträumt.*
 Die Derivation muss in enger Analogie zu dem im Text vorgestellten Standardfall möglich sein, aber es ist an diesem Punkt nicht ganz klar, wie die nicht-komplette Topik-PP [*von Mitsubishi*] – in der Lesart von Mitsubishi als Auto – technisch nach SpecCP zu bewegen wäre. Eine Ausarbeitung muss auf eine andere Gelegenheit warten.
 Eine weitere Herausforderung ist das bekannte c-command Problem, das auftritt, wenn die Topik-NP Teil einer topikalisierten VP ist.
 (iii) $[_{VP} \text{Ein Buch über Syntax gekauft}] \text{ hat er sich noch keines.}$
 Für Diskussion siehe Fanselow (1988) und Fanselow & Ćavar (2002). Mit Regenerierung im engeren Sinn haben diese Probleme allerdings nur indirekt zu tun.

7. DAS PARTIZIP I (PARTIZIP PRÄSENS)¹⁶

Den Anlass zu diesem Abschnitt hat die in der westlichen Welt wogende und vorwiegend von linguistischen Laien geführte Debatte um die „Gendergerechtigkeit der Sprache“ gegeben. Ich muss dazu für Leser, die mit dieser Debatte nicht vertraut sind, kurz ausholen. In den deutschsprachigen Ländern ist derzeit eine Bewegung auf dem Vormarsch, deren Anhänger und vor allem Anhängerinnen der Meinung sind, dass die bisherige Sprache „ungerecht“ sei, weil sie die Männer ungebührlich häufig ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt, während die Frauen sowie Personen mit anderen Geschlechtern, die postuliert werden, ins Abseits gestellt oder lediglich mitgemeint werden. Voraussetzung für diese Argumentation ist die Annahme, dass maskuline Personenbezeichnungen und nur diese nicht nur als Genus, sondern auch als Sexus interpretiert werden.¹⁷

Es werden verschiedene Strategien angeboten, um diesem vermeintlichen Missstand entgegenzuwirken. Die einfachste und z. B. in den Medien häufig angewandte Strategie ist die Nennung beider Geschlechter. Eine weitere Strategie greift in die Morphologie und die Silbenstruktur der Sprache ein, ebenso durch Sonderzeichen in die Orthographie. Eine im aktuellen Zusammenhang bemerkenswerte Strategie ist es, die Personenbezeichnungen so weit wie möglich zu „entsexualisieren“. Aus *Lehrer* oder *Lehrerin* wird dann *Lehrkraft*, aus *Arbeiter* oder *Arbeiterin* wird dann *Arbeitskraft*. Bei entsprechender Entpersonalisierung muss sich, so die Hoffnung, niemand mehr marginalisiert fühlen. Da es im Deutschen viele de-verbale Personenbezeichnungen mit dem maskulinen Derivationsuffix *-er* gibt, wie in *Lehrer*, *Mieter*, *Sänger*, *Sieger*, *Sprecher*, *Verlierer*, und da die ständige Doppelnennung anstrengend und ermüdend ist, weicht man in der gendergerechten Sprache gerne auf den Gebrauch des Partizip I (alias Partizip Präsens) aus. Aus *Schläfer* wird dann *Schlafender*, aus *Mieter* wird dann *Mietender*, aus *Verlierer* *Verlierender*, aus *Mitarbeiter* *Mitarbeitender*, aus *Forscher* wird *Forschender* usw.¹⁸ Ersetzt man *-er* Nominale durch *-end* Nominale, so ergeben sich sehr oft gravierende semantische Verwerfungen. Das Partizip denotiert in der Regel eine Handlung im Vollzug, es ist also eine Verlaufsform. Das gilt für *nomina agentis* auf *-er* nicht. Ein *Trinkender* ist jemand,

¹⁶ Ich habe in diesem Teil von Kommunikationen mit Frans Plank und Heide Wegener profitiert.

¹⁷ Dieser Sicht der Dinge wird selbstverständlich oft widersprochen. Sprecher, die bei einem Unfall nach „einem Arzt“ rufen“, würden wohl in den allerseltensten Fälle Ärztinnen ausschließen. Ist von einem *Mieterbund* oder von einem *Lehrerzimmer* die Rede, werden wohl in den allerseltensten Fällen damit Mieterinnen bzw. Lehrerinnen ausgeschlossen.

¹⁸ Der morphologische Prozess erfordert Suffigierung und Konversion wie z. B. in [_V *schlafen*] ⇒ [_V *schlafend*] ⇒ [_A *schlafend*] ⇒ (ein) [_N *Schlafender*] / (eine) [_N *Schlafende*]. Das Nomen ist ein konvertiertes Adjektiv.

der gerade (irgendetwas) trinkt; ein *Trinker* ist dagegen jemand, der gewohnheitsmäßig (zu viel Alkohol) trinkt. Man kann von einem *verstorbenen Sänger/Dichter/Denker* reden, aber wohl kaum von einem *verstorbenen Singenden/Dichtenden/Denkenden*.¹⁹ Vertreter der Gendersprache bringen dieses Opfer, weil sie mit dieser Änderung ein kleines Ziel erreichen, nämlich dass sich im Plural, aber nur im Plural, eine sexusneutrale Form ergibt: *Die Musizierenden* kann sich auf Männer oder Frauen oder geschlechtsneutrale Menschen beziehen, während *die Musiker* ihrer Vorstellung zufolge nur männliche Wesen denotieren.²⁰

Ich komme nach diesem Vorspann zu meinem eigentlichen Thema in diesem Paragraphen. Von Seiten der Genderlinguistik (z. B. Helga Kotthoff, pers. Mitt.; s. ebenso Fußnote 19) wird nämlich argumentiert, dass das Partizip I durchaus auch bei nomina agentis auftritt. Das Paradebeispiel ist (30a). Weitere Beispiele für nomina agentis wären (30b-d). Analoge Beispiele, die keine Agentiv-Lesart im engeren Sinne erlauben, wären (30e,f) und viele mehr.²¹

- (30) a. der Vorsitzende
b. der Reisende, der Handlungsreisende
c. der Mitwirkende
d. der Liebende
e. der Überlebende
f. der Heranwachsende

Das wesentliche an diesen Nominalen ist, dass ihre Verbstämme – aus welchen Gründen auch immer – keine *-er* Derivationen erlauben.

¹⁹ Für eine ausführliche Diskussion v. a. des Ersatzes von *Student* durch *Studierender* siehe Glück (2020). Von seiten der Genderlinguistik wird u. a. unter Berufung auf Goethe der Unterschied in Frage gestellt, siehe ein Interview mit Damaris Nübling in <https://www.profil.at/oesterreich/sprachwissenschaftlerin-bei-goethe-war-auch-von-studierenden-die-rede/402554885> Man liest dort u. a.: *Diese Präsens Partizipien funktionieren im Plural sehr gut und nehmen im Moment stark zu. Schon Goethe sprach von Studierenden. Diese vermeintliche Regel, dass sie in dem Moment studieren müssen, um Studierende zu sein, ist übrigens Unsinn. Bei Goethe war auch von Studierenden die Rede, während sie sich am Abend mit Polizisten geschlagen haben.* Diese Aussage verkennt, dass es hier einen aspektuellen Unterschied gibt. Jemand kann auch als „studierend“ gelten, solange er an einer Hochschule eingeschrieben ist. Nichtsdestoweniger kann, anders als hier nahegelegt wird, von einer Synonymie von *Studierender* und *Student* keinesfalls die Rede sein.

²⁰ Der Duden gibt als Definition an: a) männliche Person, die beruflich *Musik* [...], eine Tätigkeit im musikalischen Bereich ausübt (Berufsbezeichnung), b) männliches Mitglied eines Orchesters; Orchestermusiker (Berufsbezeichnung) <https://www.duden.de/rechtsschreibung/Musiker>. *Die Musiker nahmen Platz* müßte also den Auftritt eines reinen Männerorchesters beschreiben. In einem Rundfunkbeitrag über die Schwetzingen Festspiele war nur noch von den „Musizierenden“ die Rede, auch wenn diese gerade durch den Park spazierten oder ein Interview gaben.

²¹ Glück (2020: 24)

- (31) a. *der Vorsitz²²
 b. *der Reiser, der Handlungsreiser
 c. *der Mitwirker
 d. *der Lieber
 e. *der Überleber
 f. *der Heranwachser

Gleichzeitig sind Partizipialformen wie in (30) nicht im engeren Sinn auf die Semantik der Verlaufsform festgelegt. Ein Vorsitzender muss nicht zur Sprechzeit einen Vorsitz führen, ein Handlungsreisender muss nicht zur Sprechzeit auf einer Reise sein, und ein Überlebender muss nicht zur Sprechzeit gerade eine Katastrophe überleben. Ein Mitwirkender bei einer Opernaufführung muss zur Sprechzeit nicht unbedingt auf der Bühne stehen oder in einer aktuellen Produktion eine Rolle spielen. Vgl. die folgenden Beispiele:

- (32) a. Der Vorsitzende wurde vom Dienst suspendiert
 b. Der Handlungsreisende musste seinen Beruf schon vor Jahren aufgeben
 c. Nach dem überstandenen Unglück trafen sich die Reisenden noch öfter, um ihr Trauma zu verarbeiten
 d. Zwei Mitwirkende aus der Produktion von *Manon Lescaut* haben ihre Opernkarrerien längst aufgegeben
 e. Die 92-jährige Überlebende aus dem KZ Theresienstadt wohnt seit 1952 in London
 f. Nach dem Lawinenabgang konnte einer der Heranwachsenden nur noch tot geborgen werden

Aus der Existenz dieser Formen den Schluss zu ziehen, dass partizipienbasierte Nominale die *nomina agentis* generell ersetzen könnten, zeugt von einer Fehleinschätzung. In der hier entwickelten Theorie spielen die partizipienbasierten Nominale eine ganz bestimmte Rolle. Die Bildung des Partizip Präsens ist syntaktisch gesteuert und damit voll produktiv. Die Bildung auf *-er* ist ebenfalls produktiv, aber sie fällt klar in die Domäne des Lexikons. Am deutlichsten wird das durch die vielen Spezialbedeutungen, die *-er* Nominalisierungen aufweisen. Ein *Trinker* ist nicht einfach jemand, der etwas trinkt, sondern jemand, der exzessiv Alkohol trinkt. Ein *Schneider* ist nicht einfach jemand, der etwas schneidet, sondern jemand, der durch Handarbeit, die das Schneiden von Stoff involviert, Kleidung herstellt. Blechschneider und Stempelschneider schneiden auch etwas, aber sie sind deshalb längst noch keine Schneider. Oft ist eine verbale Basis gar nicht zu ermitteln. Das Nomen *Zuhälter* verbindet sich nicht mit einem heute gebräuchlichen Verb *zuhalten*. Im modernen Deutschen gibt es *zuhalten* vermutlich nur im Sinne von „geschlossen halten“, wie etwa bei einer Tür, die droht, einer Gewalt von außen nicht stand zu halten. Eine Bildung wie *der Zuhaltende* würde garantiert von niemandem

²² Laut Heide Wegener (pers. Mitt.) gab es diese Form früher einmal.

als Alternative zu *der Zuhälter* verstanden. Bei *Schaffner* ist der semantische Bezug zu der verbalen Basis überhaupt nicht mehr nachvollziehbar. Bei *Schuster* wird die entlehnte althochdeutsche verbale Basis *sūtāri* für „nähen“ selbstverständlich von den heutigen Sprechern nicht mehr erkannt. Wenn das Lexikon, wie man gelegentlich sagt, der „Ort der Idiosynkrasie“ ist, dann fallen die *-er* Nominalisierungen in den Bereich des Lexikons, während die Partizipbildungen auf *-end* syntaktisch abgeleitet sind und somit Kernbestandteile der Syntax sind. Der Versuch der feministischen Sprachverbesserung, *-er* Bildungen durch das Partizip Präsens ersetzen zu wollen, kann also nur als hochriskant bezeichnet werden. Etablierte Berufsbezeichnungen wie *Schaffner* oder *Schuster* müssten umschrieben werden als „Person die Fahrkarten kontrolliert“ bzw. „Person, die Schuhe herstellt oder repariert“.²³ Es sei hier zusätzlich daran erinnert, dass der Gewinn an feministischer Gerechtigkeit winzig ist, denn der Partizipialbildung muss ja weiterhin das verfeimte *-er* oder *-erin* folgen, um eine Personenbezeichnung gewährleisten zu können.²⁴ Der Gewinn liegt also einzig und allein darin, dass man im Plural eine genderneutrale Form bekommt: *die Studier+end+en, die Mitarbeit+end+en, die Dozier+end+en* usw.

Die linguistische Relevanz der hier diskutierten Fälle für das Thema der vorliegenden Untersuchung ist offensichtlich. Die devianten Nominalisierungen in (31) müssen irgendwie ersetzt werden. Wodurch? Nun, mit der Nominalisierung durch das Partizip Präsens steht eine hochproduktive *default*-Form zur Verfügung, die eine wohlgeformte Personenbezeichnung garantiert. Damit aber nicht genug. Die Wahl der produktiven *-end* Form verliert genau an dem Punkt ihre distinktive Lesart, an dem sie ohne Konkurrenz mit einer *-er* Nominalisierung oder einer vergleichbaren Nominalisierung auf *-ent, -ant* etc. verwendet wird. Das ist bei Beispielen wie *der Vorsitzende, der Mitwirkende, der Heranwachsende* etc. der Fall, jedoch nicht bei *der Studierende, der Mitarbeitende* oder *der Forschende*. Bei letzteren liegt eine Opposition vor zwischen *Student* und *Studierender*, zwischen *Mitarbeiter* und *Mitarbeitender* oder zwischen

²³ Was sich anhört wie ein Witz, ist in Deutschland unter den Vorgaben der Genderlinguistik allerdings schon Realität geworden. In der Satzung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft (!) z. B. wurde aus dem *Kassierer* eine *Person, die die Kassenprüfung durchführt*, nachzulesen unter <https://dgfs.de/de/assets/content/Dokumente/Satzungen/Satzung-DGFS-2022.pdf>

²⁴ Das Fatale dabei ist, dass viele Sprecher des Deutschen gar nicht in der Lage sind, der Gendervorschrift beim Sprechen zu folgen. Wie Harnisch (2016) gezeigt hat, verfallen sie regelmäßig darauf, die Partizipialform auch im Singular zu gebrauchen. Man hört dann am Telefon Sätze wie *Sie werden mit dem nächsten freien Mitarbeitenden verbunden*. Damit führt sich natürlich die Umgehung der Movierung mit *-er* ad absurdum. Man hätte wesentlich ökonomischer und präziser von dem nächsten freien *Mitarbeiter* oder von der nächsten freien *Mitarbeiterin* sprechen können.

Forscher und *Forschender*. In den ersteren Fällen liegt keine Opposition vor, denn dort gibt es zu den Partizipialformen keine grammatische Alternative. *Mitwirkender* hat neben sich keinen **Mitwirker*, *Heranwachsender* hat neben sich keinen **Heranwachser* usw. für die anderen betrachteten Fälle. Offensichtlich kommt es zu einer semantischen Liberalisierung oder Erweiterung, der zufolge das Partizip Präsens zwar auch weiterhin als Verlaufsform interpretiert werden kann, aber diese ausschließliche Interpretation nicht mehr verpflichtend ist. Das haben die Beispiele in (32) hoffentlich gezeigt. Ein *Heranwachsender* mag zur Sprechzeit im Prozess des Heranwachsens sein, aber er könnte diese dynamische Eigenschaft ebenso gut durch seinen Tod verloren haben. Ein *Mitwirkender* mag zwar zur Sprechzeit im Prozess der Mitwirkung an einer Aufführung stehen, aber er könnte diese Eigenschaft durch seinen Eintritt in eine veränderte Situation längst verloren haben. Die Referenz auf so eine Person mit der *Mitwirkende* bleibt dennoch erhalten. Genau dies ist bei Fällen wie *der Studierende*, *der Mitarbeitende*, *der Forschende*, *der Musizierende* etc., wie sie von den Vertretern der sprachlichen Gendergerechtigkeit als Ersatz für die existierenden Formen durchgesetzt werden, nicht der Fall. *Musizierender* kann niemals den Begriff *Musiker* ersetzen, und ebenso kann *Studierender*, wie Glück (2020) richtig argumentiert, trotz aller politischen Versuche niemals das Wort *Student* ersetzen, solange dieses im mentalen Lexikon der Sprecher weiter existiert.

Um bei dem Vergleich mit der Epenthese zu bleiben, man könnte die nicht-existente oder ungrammatische *-er* Form durch die automatisch grammatische *-end* Form ersetzen. Da sie in diesem Fall einen *default* darstellt und damit keine Alternative zulässt, ergibt sich keine störende Bedeutung. Das ist genau, was wir beobachten. Ein Nebeneffekt dieser Analyse ist, dass die von der feministischen Linguistik als „Gegenbeispiele“ angeführten Fälle wie *der Vorsitzende*, *der Reisende*, *der Heranwachsende* usw. nicht das leisten, was von ihnen erwartet wird. Sie sind nämlich keineswegs Alternativen zu den inkriminierten *-er* Nominalisierungen und ihren Verwandten. Die Partizip-Nominalisierung kann nur dann als ‚default‘ betrachtet werden, wenn keine alternative Form mit der „-er“ Nominalisierung existiert.

8. VERB-ZWEIT

Das Deutsche ist neben mehreren anderen Sprachen durch die Verb-Zweit (V2) Eigenschaft gekennzeichnet. Die eigentliche Wortstellung des Deutschen ist SOV, d. h. das Verb folgt dem Objekt. Diese Stellung zeigt sich im Nebensatz, der mit einem Komplementierer eingeleitet ist, z. B. *dass Ludwig Japanisch spricht* und keinesfalls **dass Ludwig spricht Japanisch*. Im Hauptsatz bewegt sich

das finite Verb und nur dieses aus der satzfinalen Basisposition in die C-Position, und eine beliebige XP bewegt sich nach SpecCP, also *Ludwig spricht Japanisch*. Der Satz hat eine V2-Struktur. Seine Herleitung ist in aller Kürze die in (33):

- (33) a. [_{TP} Ludwig Japanisch spricht] ⇒ V_{fin} nach C
 b. [_C spricht [_{TP} Ludwig Japanisch spricht]] ⇒ XP nach SpecCP
 c. [_{CP} Ludwig [_C spricht [_{TP} Ludwig Japanisch spricht]]]

Welche XP nach SpecCP bewegt wird, ist zunächst irrelevant. Es könnte auch das Objekt oder eine andere Konstituente sein.²⁵

- (34) [_{CP} Japanisch [_C spricht [_{TP} Ludwig Japanisch spricht]]]

8.1 Für meine Argumentation in diesem Abschnitt zu V2 ist es von großer Wichtigkeit, dass der Stamm, d. h. der lexikalische Teil des finiten Verbs semantisch in seiner Basisposition interpretiert wird, und nicht in seiner abgeleiteten Position.²⁶ Das mag auf den ersten Blick verwundern, aber das folgende Beispiel dürfte eine starke Motivation darstellen. Man betrachte das Verb *brauchen*.

In seinem Gebrauch als Modalverb (vergleichbar dem Verb *müssen*) ist *brauchen* ein Ausdruck der ‚negativen Polarität‘ (engl. *negative polarity item* (NPI)). NPIs müssen im Skopus der Negation oder eines semantisch mit der Negation relatierten Ausdrucks erscheinen.²⁷

- (35) a. dass das Kind nicht in die Schule zu gehen braucht
 b. *dass das Kind in die Schule zu gehen braucht

- (36) a. dass das Kind nicht in die Schule gehen muss
 b. dass das Kind in die Schule gehen muss

Im Deutschen sind andere NPIs zum Vergleich *jemals*, *überhaupt*, *auch nur ein bisschen* und andere. Ebenso wie *any* im Englischen oder *mai* im Italienischen dürfen diese nicht außerhalb des Skopus der Negation stehen. *Niemand ist jemals durch diese Tür gegangen*, aber nicht **Jemals ist niemand ist durch diese Tür gegangen*. *Keiner der Studenten hat auch nur ein bisschen aufgepasst* aber nicht **Auch nur ein bisschen hat keiner der Studenten aufgepasst*. In den ungrammatischen Fällen würde das NPI von dem Negator nicht c-kommandiert.²⁸ Im Falle des NPI-verbs *brauchen* sieht es allerdings genau danach aus, dass das

²⁵ Wir sprechen hier nicht von den kommunikativen Effekten, die sich auf diese Weise herstellen lassen.

²⁶ Umfangreiche Evidenz dafür, die hier aus Raumgründen nicht vorgestellt werden kann, findet sich in Bayer & Freitag (2020) und in Freitag (2021).

²⁷ Verallgemeinernd spricht man meistens von „abwärts-implizierenden“ (downward-entailing) Operatoren.

²⁸ Rekonstruktion des NPI in seine Basisposition im Mittelfeld ist offenbar nicht möglich.

möglich ist. In (37a) steht *brauchen* in der C-Position, es würde also von dem tiefer liegenden *nicht* nicht c-kommandiert.

- (37) a. Das Kind braucht nicht in die Schule zu gehen
 b. Das Kind braucht nicht in die Schule zu gehen ~~braucht~~

Wenn für die Semantik bzw. die Logische Form aber die Kopie des Verbs zählt und nicht sein Vorkommen in C, klärt sich das Dilemma größtenteils auf. Die Kopie von *brauchen* in (37b) wird nämlich von der Negation c-commandiert. Und wenn die Kopie/Basisposition für LF zählt, ergibt sich keine Ausnahme.

8.2 Eine weitere Besonderheit des Deutschen spielt hier eine zentrale Rolle, nämlich die sog. *tun*-Periphrase, auf die in der germanistischen Literatur immer wieder hingewiesen wurde.²⁹

Verschiedene informellere Varianten des heutigen Deutschen erlauben die *tun*-Periphrase. Anstatt der regulären Form in (38a) ergibt sich z. B. die bairische Dialektvariante in (38b).

- (38) a. Ich erreiche dich schon die ganze Zeit nicht
 b. I tua di scho di ganze Zeit net erreichen³⁰
 ich tu dich schon die ganze Zeit nicht erreichen
 Abraham & Fischer (1998: 41)

Dieser Gebrauch existierte auch in früheren Formen des Englischen und Niederländischen. *Tun* ist ebenso wie *do* oder *doen* zunächst ein Vollverb. Im Englischen ist durch Grammatikalisierung *do* ab ca. 1700 obligatorisch nur noch in Fragen (*Do you come along? Where did you go?*), bei Negation (*You did not pay attention*) und bei emphatischer Betonung (*I'm not deaf. I DID understand you!*). Anders als das *do* des Englischen bewahrt *tun* im Deutschen eine Agentiv- bzw. Volitionalitätssemantik.³¹ Diese schließt Modalverben und *verba sentiendi* und Verben der propositionalen Einstellung aus, worauf u. a. für das Bairische Merkle (1984: 66f.) hinweist.

- (39) a. *dass ich das {können/wollen/müssen} tue
 b. *Ich tue das {können/wollen/müssen}
- (40) a. *dass ich nichts {sehen/hören/spüren} tue
 b. *Ich tue nichts {sehen/hören/spüren}
- (41) a. *dass ich das {denken/glauben/meinen/vermuten} tue
 b. *Ich tue das denken/glauben/meinen/vermuten}

²⁹ S. u. a. Abraham & Fischer (1998), Schwarz (2004), Eroms (1984), Stein (1992).

³⁰ *Tun* ist hier keinesfalls auf die V2-Position begrenzt; *dass ich dich schon die ganze Zeit nicht erreichen tu* ist u. U. weniger gebräuchlich aber zweifellos grammatisch.

³¹ Näheres dazu in Eroms (1984) und Abraham & Fischer (1998, § 2.3)

Die Erklärung dafür muss an der semantischen Selektion liegen: Das Agentivverb *tun* kann kein dezidiert anti-agentivisches Prädikat selegieren. Bestärkt wird dieser Eindruck durch das Verhalten von *individual-level* bzw. nicht-volitionalen Prädikaten im Gegensatz zu *stage-level* Prädikaten:

- | | | |
|------|---|------------------------|
| (42) | a. *Marianne tut einen lauterer Charakter besitzen | indiv.-level |
| | b. *Georg tut seinem Großvater ziemlich ähneln | indiv.-level |
| | c. *Philipp tut schon sehr gut Italienisch sprechen | indiv.-level |
| | d. *Konstanz tut am Bodensee liegen | indiv.-level, non-vol. |
| | e. *Die Brille tut auf dem Schreibtisch liegen | stage-level, non-vol. |
| (43) | a. Marianne tut den ganzen Tag faulenzen | stage-level, vol. |
| | b. Der Hund tut schon wieder auf dem Sofa liegen. | stage-level, vol. |
| | c. ??Die Fliege tut auf dem Tisch sitzen | stage-level,??vol. |

Es gibt mehrere hier zusammenspielende Faktoren, die bewirken, dass die Urteile von Sprechern manchmal weniger klar ausfallen, als man es sich wünschen möchte.³² Wie dem auch sei, über Fälle wie (42d) kann es wohl keine Zweifel geben.

Obwohl die *tun*-Periphrase in der Umgangssprache und in vielen Dialekten sehr häufig vorkommt, gilt sie vom Blickwinkel der Hochsprache aus als etwas infantil und an die Kindersprache erinnernd. Den Sprechern wird dann leicht ein unterdurchschnittliches Bildungsniveau unterstellt.

Das wirklich faszinierende ist, dass alle semantischen wie auch stilistischen Restriktionen der *tun*-Periphrase mit einem Schlag verschwinden, sobald es zu einer Verb- oder VP-Topikalisierung kommt.³³

- | | |
|------|--|
| (44) | a. {Sehen/hören/spüren} tue ich nichts |
| | b. Glauben, dass er ehrlich ist, tue ich schon lange nicht mehr |
| | c. Ich bin mir nicht sicher, aber vermuten tue ich das schon lange |
| (45) | a. Einen lauterer Charakter besitzen tut Marianne auf alle Fälle |
| | b. Ähneln tut seinem Großvater nur Georg |
| | c. Italienisch sprechen tut Philipp schon sehr gut |
| | d. Am Bodensee liegen tut Stuttgart zum Glück nicht |
| | e. Auf dem Schreibtisch liegen tut deine Brille jedenfalls nicht |
| | f. Auf dem Tisch sitzen tut nur eine Fliege |

Merkle (1984: 66) nennt Beispiele aus dem Bairischen, einem Dialekt, in dem emphatische Verb-Voranstellung sehr populär ist. Dort tritt *tun* mit Modalverben auf, die sonst einen deutlichen semantischen Konflikt auslösen.

³² Ralph Vogel (pers. Mitt.) akzeptiert z. B. in seinem Dialekt *tun* mit *individual level* Prädikaten.

³³ Das wurde immer wieder bemerkt, z. B. in Merkle (1984: 66), aber eine Erklärung dafür ist mir nicht bekannt.

- (46) a. Woin dua'r i schō³⁴ (*I dua schō woin)
wollen tu ich schon
b. Kena duasd äïss (*Du duasd äïss kena)
können tust (du) alles
c. Red no recht g'scheid daher. Kena duasd nix! (*Du duasd nix kena)
rede nur recht klug daher können tust-(du) nichts
,'Keine Entschuldigungen. Du bist einfach UNFÄHIG!'

In den Beispielen (38) bis (43) ist *tun* Teil der Numeration für den jeweiligen Satz. Die Standardannahme gilt, dass *tun* in der VP entsteht und dort sein semantisches Potential als Aktionsverb entfaltet. Wird eine CP generiert, so bewegt sich *tun*, falls es das finite Verb ist, nach T und danach nach C. Die V2-Beschränkung ist erfüllt. Was passiert aber, wenn das Verb schon für etwas anderes „verbraucht“ ist, was der Fall ist, wenn das Prädikat topikalisiert, also nach SpecCP bewegt wird? Um die V2-Beschränkung erfüllen zu können, muss es ein finites Verb geben, das in die C-Position eingesetzt werden kann. Ist kein entsprechendes Verb in der Numeration, so kann die Derivation nicht konvergieren. *Tun* springt hier rettend ein. Wir sehen uns (45d) genauer an: *Am Bodensee liegen tut Stuttgart zum Glück nicht*, durchläuft die Derivation zunächst wie folgt, wobei wir T mit dem Merkmalskomplex <fin> identifizieren:

- (47) a. [_{VP} Stuttgart zum Glück nicht am Bodensee liegen] ⇒ merge T
b. [_{TP} <fin> zum Glück nicht [_{VP} Stuttgart am Bodensee liegen]] ⇒ move NP
c. [_{TP} Stuttgart <fin> zum Glück nicht [_{VP} Stuttgart am Bodensee liegen]] ⇒ merge C
d. [_{CP} <fin> [_{TP} Stuttgart <fin> zum Glück nicht [_{VP} Stuttgart am Bodensee liegen]] ⇒ move VP
e. [_{CP} am Bodensee liegen <fin> [_{TP} Stuttgart <fin> zum Glück nicht [_{VP} Stuttgart am Bodensee liegen]]

Das Resultat e. in dieser Derivation kann nicht konvergieren, weil C mit <fin> nur einen Merkmalskomplex enthält, hier [3SG,präs], aber keine lexikalische Basis. Um zu einer wohlgeformten PF zu kommen, muss ein Lexem gefunden werden, das diese Merkmale repräsentiert. Nimmt man nun an, dass mit dem Verb *tun* eine unmarkierte *default*-Form verfügbar ist, so liegt es auf der Hand, dass diese in C eingesetzt wird.

- (48) [_{CP} [_{VP} am Bodensee liegen] [_C <fin> [_{TP} Stuttgart [_T <fin>] zum Glück nicht [_{VP} am Bodensee liegen]]] 

Das führt zu der grammatischen Form (45d). Das bemerkenswerte ist, dass das Verb *tun* nie in der Numeration gewesen ist und folglich auch keinen Status bei der Formation der VP hatte. Durch seine Verbindung mit T hat das

³⁴ Das [r] ist epenthetisch eingefügt.

Verb zwar grammatische Merkmale, aber keinen lexikalischen Gehalt; insbesondere hat es keine Agentiv- bzw. Volitionalitätssemantik, welche mit dem Gehalt der VP in einen Konflikt geraten könnte. In anderen Worten, *tun* fungiert hier rein als *dummy*. Wir können in diesem Fall berechtigterweise von *tun*-support sprechen. Im Einklang mit den bisher betrachteten Fällen bietet sich auch hier der Vergleich mit der phonologischen Epenthese an. *Am Bodensee liegen Ø Stuttgart zum Glück nicht*, ist defizitär und wird durch den quasi-epenthetischen Einschub von *tun* gerettet. Ebenso wie ein epenthetisches Segment kommt auch das finite Verb *tun* nicht aus einer Menge von lexikalischen Alternativen. Es ist daher bedeutungslos.³⁵ Seine Wirkung auf das Syntax/PF Interface ist klar, seine Wirkung auf das Syntax/LF Interface ist gegenstandslos.

9. EPENTHESE IN DER SYNTAX?

Es sollte spätestens an dieser Stelle klar sein, dass sich alle betrachteten Befunde einem einzigen und leicht verallgemeinerbaren Prinzip unterordnen. Ich nenne dieses Prinzip das *Epenthetische Prinzip* (EP). Die Idee ist, dass bestimmte grammatisch deviante Strukturen durch die quasi-epenthetische Einfügung einer *default*-Form „repariert“ werden können, wobei diese Formen außerhalb der Kernsyntax liegen und daher der semantischen Interpretation entgehen. Mit der Annahme des EP verschwinden eine Reihe von scheinbaren Paradoxien, die das Prinzip der sprachlichen Kreativität und Kompositionalität, das von W. von Humboldt, G. Frege und N. A. Chomsky als zentral erachtet wurde, gefährden könnten.

Die betrachteten Fälle – und man darf sicher sein, dass es noch mehr davon gibt – haben einen gemeinsamen Nenner. Ich erfasse diesen wie folgt:

- (i) Formale Beschränkungen überwachen die komputationellen Schritte der Grammatik (*merge*) bei der Derivation syntaktischer Strukturen, die mit ihrer semantischen Interpretation einhergehen. Die Bedeutung eines komplexen Ausdrucks ergibt sich aus der Bedeutung seiner Teile und der Art und Weise ihrer Zusammenfügung (Frege-Prinzip).

³⁵ Interessanterweise gibt es deutsche Dialekte, in denen anstatt des Verbs *tun* das minimale Verb aus der topikalisierten VP verwendet und damit quasi „wiederholt“ werden kann. (45d) würde in einem solchen Dialekt wie in (i) realisiert.

(i) [Am Bodensee liegen] liegt Stuttgart zum Glück nicht
Details finden sich in Fleischer (2008). Versuche einer theoretischen Erklärung finden sich in Müller (2016), Hein (2017; 2021), Bayer (2023). Von größter Wichtigkeit ist die Erkenntnis, dass hier keine Redundanz vorliegt. Das Verb in C erscheint nur phonologisch ein zweites Mal. Semantisch ist dieses Verb leer, genauso wie das Verb *tun* bei *tun*-support.

- (ii) Aus dem rekursiven Prinzip und einer Unzahl lexikalischer Optionen, die die jeweiligen Beschränkungen erfüllen können, ergibt sich die Kraft zur Erzeugung unendlich vieler sprachlicher Bedeutungen und damit letztlich Gedanken.
- (iii) Hinter jedem lexikalischen Element/*lexical item* (LI) steht in der Regel eine Menge von Alternativen.
- (iv) Ein LI ohne Alternativen kann in der Komposition keinen semantischen Effekt haben. Es wäre nicht distinktiv.³⁶
- (v) Eine formale Beschränkung kann durch die Wahl eines LI erfüllt werden, für das es in einem aktuellen Vorgang von *merge* keine Alternativen gibt. Das LI ist dann ein *default*.
- (vi) Was als *default* zählt, ist nicht a priori festgelegt, sondern kann nur von Fall zu Fall entschieden werden.³⁷

Die Punkte (i) und (ii) müssen hier nicht mehr erläutert werden. Punkt (iii) ist trivial, aber von größter Wichtigkeit. Statt *Buch* mit *das* zu verbinden, um [*das [Buch]*] zu erhalten, könnte man auch *Heft* mit *das* verbinden, um dann [*das [Heft]*] zu erhalten. *Buch* entstammt natürlich einer Menge von Alternativen. Ebenso entstammt der Artikel *das* einer Menge von Alternativen. Diese würde z. B. *ein* enthalten. (iv) und (v) sind nicht trivial. Was ist ein LI ohne Alternativen? Es muss eine unmarkierte *default*-Form sein. Was bei einem komputationalen Schritt als *default* zählt, kann nicht a priori bestimmt sein; es ergibt sich von Fall zu Fall. In einer Artikelsprache mit einem lebendigen Kasussystem wie dem Deutschen kann der definite Artikel als *default*-LI verwendet werden, weil er eine Kasusform bereitstellt, die in der Lage ist, einen Defekt zu vermeiden. Der indefinite Artikel kann als *default*-LI verwendet werden, um im Singular eine zulässige DP-Struktur herzustellen. Ein unmarkiertes Verb wie *tun* kann als *default*-LI verwendet werden, um eine Verletzung der V2-Beschränkung zu vermeiden. Das beim Verb hoch produktive Partizipialmorphem *-end* kann als *default* verwendet werden, um eine lexikalische Lücke zu füllen, die sich aus der Nicht-Verfügbarkeit einer bestimmten Movierung ergibt. *Defaults* sind also normale LIs, die aber von Fall zu Fall zur Reparatur von formalen

³⁶ Einem einfachen Gedankenexperiment zufolge könnte man z. B. die Bedeutung des Adverbs *hier* nicht erfassen, wenn man nicht gleichzeitig die Bedeutung des Adverbs *dort* erfasst. Konzepte stehen nicht für sich, sondern ordnen sich in einem konzeptuellen Raum. Um eine Farbe als rot zu deuten, muss ich auch über ein Minimum an von rot distinkten Farbkonzepten verfügen. Eine Sprache mit nur einem Farbwort hätte prinzipiell kein Farbkonzept. S. Berlin & Kay (1969), die auf Sprachen mit nur zwei Farbwörtern verweisen.

³⁷ *Defaults* in der NP-Syntax sehen anders aus als die der Verbalsyntax. *Defaults* im Bereich der definiten Ausdrücke sehen anders aus als die im Bereich der indefiniten Ausdrücke usw.

Beschränkungsverletzungen verwendet werden können. In diesem Fall stehen sie aber nicht in Opposition zu anderen LIs. Und damit leisten sie keinen distinktiven semantischen Beitrag.

Das EP lässt sich etwas formaler wie folgt darstellen:

- (49) Erfüllung formaler Beschränkungen
Morphosyntaktische Beschränkungen sind rigoros zu erfüllen.
- (50) Der semantische Effekt von *merge*
Merge eines lexikalischen Elements LI hat einen semantischen Effekt g.d.w. LI einer Menge von Alternativen $\{LI_1, LI_2, \dots, LI_n\}$ entstammt. LI ist damit distinktiv.
- (51) Default
Aufgrund einer Markiertheitskonvention M kann ein LI *default*-Status annehmen. Damit ist LI kein Teil von $\{LI_1, LI_2, \dots, LI_n\}$ mehr. Aus (50) folgt, dass LI nicht distinktiv ist. Die semantische Interpretation ist leer. Da jedes LI formale Merkmale hat, genügt auch ein LI mit *default*-Status der Forderung in (49).

Das EP ist klar PF-orientiert. Aus ihm ergibt sich keinerlei Einschränkung für die Transparenz der Syntax/Semantik-Beziehung. Gehen wir die wesentlichen der in 2. bis 8. betrachteten Fälle noch einmal durch, um zu sehen, inwiefern das EP die Analysen filtert.

Bezüglich der Spezifizität im Türkischen verstößt (3) – hier wiederholt als (52) – gegen eine morphosyntaktische Beschränkung der Grammatik,

- (52) *Kitap-lar-ın iki-sin al, geri-sin-i kutu-da bırak
Buch-PL-GEN zwei-AGR[3] nehm.IMP Rest-AGR[3]-ACC Kiste-LOC lassen

weil dem Morphem $-(s)I(n)$ das Akkusativ-Zeichen $-(y)I$ folgen muss. $-(y)I$ ist also ein rein formaler Transitivitätsmarkierer, zu dem es keine Alternative gibt. In anderen Fällen gibt es eine Opposition zwischen $-(y)I$ und dem Null-Morphem \emptyset . Wählt man $-(y)I$, so ergibt sich eine spezifische Interpretation, wählt man das ebenso legitime Null-Morphem \emptyset , so ergibt sich laut (50) eine nicht-spezifische Interpretation. Erfüllt man die Forderung von $-(s)I(n)$ nach einer Markierung mit $-(y)I$, so kann sich laut (50) ebenso eine spezifische Interpretation ergeben. Gebrauchte man jedoch $-(y)I$ als Element zur ausschließlichen Erfüllung der Forderung von $-(s)I(n)$ nach einem Transitivitätsmarkierer, dann wird $-(y)I$ semantisch konkurrenzlos gebraucht und bleibt dann laut (51) semantisch leer. Es steht dann als *default* außerhalb des Systems von Oppositionen. Das scheint der Grund dafür zu sein, dass (49) zufolge die grammatisch legitime Form von Beispiel (3) mit *iki-sin-i* auch die nicht-spezifische Lesart zulässt.³⁸

³⁸ Meine Erklärung ist rein schematisch und sollte nur dazu dienen, das EP zu erläutern. Selbstverständlich könnten die Verhältnisse im Türkischen wesentlich komplexer sein. Das spielt aber hier keine Rolle.

Der Fall der Spezifizität von Bangla -ke stellt sich ganz ähnlich dar. In der Konstruktion in (8) – hier wiederholt als (53) – ist die Anwesenheit von *-ke* verpflichtend.

- (53) khali dilip-i du-To chagol-ke du-To bhERa bhab-te pare
 nur dilip-FOC zwei-CL Ziege-DO zwei-CL Schaf denken-INF can

Die Absenz von *-ke* führt zu einem crash. Und just in diesem Fall erlaubt die Grammatik von Bangla neben der spezifischen auch die nicht-spezifische Interpretation. *-ke* muss also im Dienst einer rein formalen Unterscheidung zweier Objekte stehen. Von der aktuellen Perspektive aus betrachtet ist (53) mit *du-To chagol du-To bhERa bhab-te pare* von der Grammatik ausgeschlossen. Insertion der *default*-Form *-ke* rettet diese Struktur, während in anderen Zusammenhängen *-ke* mit einer Nullform konkurriert und dann eindeutig Spezifizität auslöst. Wenn also *-ke* im Sinne von (51) außerhalb des semantisch distinguierenden Systems der Kasuszeichen als *default* fungieren darf, liegt der Vergleich mit der Funktion von Epenthese auf der Hand. Wir kommen darauf zurück.

Ich lasse eine weitere Diskussion des Genitivs im Rumänischen aus Platzgründen beiseite.

Bezüglich Kasus und definiter Artikel im Deutschen haben wir beobachtet, dass sich der semantische Effekt der definiten Kennzeichnung suspendieren lässt, wenn der Artikel eingesetzt wird, um die lexikalischen Kasus (Dativ und Genitiv) morphologisch „sichtbar“ zu machen. In (15c) – hier wiederholt als (54) –

- (54) *Du darfst diese Pflanzen nicht Kälte aussetzen

ist das nackte Nomen *Kälte* kein guter Repräsentant für den Dativ, wenn man davon ausgeht, dass der Dativ im Deutschen morphologisch overt ausgezeichnet sein sollte. Die caveats in Fußnote 11 beiseite stellend, ist also (49) nicht erfüllt. Die Reparatur des Defizits erfolgt durch die Einsetzung eines dativ-markierten Adjektivs (... *nicht extremer*_{DAT} *Kälte aussetzen*) oder durch die Einsetzung des definiten Artikels *der*_{FEM;DAT}. Nun löst der definite Artikel in der Regel eine spezifische Lesart aus, wie man an dem Unterschied zwischen *Kälte* und *die Kälte* erkennen kann. Setzt man allerdings den definiten Artikel in (54) ein, so kann *der Kälte* weiterhin als nicht-spezifisch interpretiert werden. Bei der Reparatur des verunglückten Dativs kann der definite Artikel auf eine *default*-Form reduziert sein, die sich dem System der semantisch relevanten Oppositionen entzieht. Die Verhältnisse folgen genau der Logik der bisher diskutierten Beispiele: Der definite Artikel kann – (50) folgend – natürlich auch als semantischer Exponent von Spezifizität fungieren. Der bemerkenswerte Punkt ist das Eingreifen von

(51): Einsetzung eines kasus-spezifizierenden Artikelworts bei gleichzeitigem Erlöschen seiner Semantik. Wie oben schon ausgeführt wurde, gibt es im Deutschen unabhängige Evidenz dafür, dass der definite Artikel pleonastisch verwendbar ist. Statt *Hans hat angerufen* kann man auch sagen *Der Hans hat angerufen*. Ein semantischer Unterschied ist nicht zu erkennen. Es liegt also auf der Hand, dass der definite Artikel auch epenthetisch, also nicht über eine reguläre Derivation, eingefügt werden kann. Die nicht-spezifische Interpretation von *der Kälte* in der reparierten Fassung von (54) entspricht also (55).

(55) Du darfst diese Pflanzen nicht [Kälte] aussetzen



Der definite Artikel entspricht hier einem post-syntaktischen epenthetischen Einschub. Die Existenz solcher Beispiele stellt kein Problem für das Frege-Prinzip dar, da der Artikel einer rein morpho-syntaktischen, aber semantisch leeren Form entspricht.³⁹

Kommen wir zur Spalt Topikalisierung. Das Problem ist hier, dass für bestimmte Sprecher der indefinite Artikel gedoppelt auftritt, sieht man von *k-ab*, was ein Merkmal der Negation ist. Beispiel (25), hier wiederholt als (56a),

- (56) a. Ein Hemd hatte er keines mitgebracht
b. *Hemd hatte er keines mitgebracht

würde bei gleichförmiger Interpretation aller Redeteile zu einer Kontradiktion führen. Er hat ein Hemd mitgebracht und er hat kein Hemd mitgebracht. Andererseits ist (56b) für die Dialekte, von denen hier die Rede ist, formal unzulässig oder zumindest ungebräuchlich. (56b) ist nicht im Einklang mit (49), da es eine Regel gibt, wonach eine singularische NP mit einem zählbaren Nomen nicht ohne einen Determinierer vorkommen darf. Der indefinite Artikel in SpecCP muss also eingefügt werden, um (56b) auszuschließen. Das LI *ein* kann nicht aus einer Menge von LIs wie {*das, jedes, manches, kein, ...*} stammen, in der es in einem semantischen Raum eine Bedeutung akquirieren könnte, z. B. im Sinne eines Existenzquantors. Vielmehr muss es, (51) folgend, den Status einer *default*-Form angenommen haben, die als solche formale Merkmale hat, aber semantisch außer Konkurrenz existiert. Van Riemsdijk argumentiert mit genau dieser Annahme, äußert sich allerdings nicht zur se-

³⁹ Warum löst der Einsatz des pleonastischen Artikels bei Eigennamen keine Asymmetrien wie bei den hier betrachteten definiten Kennzeichnungen aus? Ich habe keine konklusive Antwort, aber vermute, dass es mit der durchgängigen semantischen Funktionslosigkeit des Artikels zu tun hat. Eigennamen sind bekanntlich starre Designatoren (*rigid designators*). Anders als bei den Appellativen kann *merger* des definiten Artikels bei Eigennamen stets nur pleonastischen Charakter haben.

mantischen Interpretation. In der hier zur Diskussion stehenden Theorie wird dies durch (51) geleistet. Nach (51) ist nämlich der Artikel der „regenerierten“ DP semantisch leer. Ich nehme an, dass er so wie in (29b) postsyntaktisch eingefügt ist und somit genau einer Epenthese entspricht.

Die Reparatur der *-er* Form durch das Partizip I (Partizip Präsens) auf *-end+er* und den daraus resultierenden genusneutralen Plural *-end+e* bedarf einer kleinen Erläuterung, denn es wird dabei eigentlich nichts inseriert, um eine Struktur zu retten. Es geht vielmehr darum, eine nicht-erzeugbare Form, nämlich die auf *-er* etc. durch die stets verfügbare Partizipialform auf *-end(+er)* zu ersetzen. Nehmen wir an, Ziel einer Derivation wäre ein Satz, in dem eine DP als jemand, der reist, ausgezeichnet sein sollte.

- (57) a. *Im Gebirge wurde der Reis+er aufgehalten ⇒
 b. Im Gebirge wurde der Reis+end+e aufgehalten

(57a) wäre die semantisch erwartete Form *Reiser*, aber *Reiser* ist – aus welchen Gründen auch immer – inexistent. Also muss (51) auf den Plan treten und eine entsprechende *default*-Form finden, die morphologisch eine akzeptable Nominalisierung bereitstellt. Diese Form ist im Deutschen offenbar die des Partizip Präsens. Alternativ kann man sich vorstellen, dass eine Struktur erstellt wird, in der keine konvergierende Form für die DP gefunden werden kann.

- (58) Im Gebirge wurde [der Reis-*er] aufgehalten.

Die *default*-Einsetzung eines Morphems, das die Struktur repariert, wäre die Einsetzung von *-end+e*. Wir erhalten (59)

- (59) Im Gebirge wurde [der Reis ~~*er~~] aufgehalten.

 end+e

Der entscheidende Punkt ist, dass die Partizipialform als *default* semantisch konkurrenzlos ist, und damit semantisch leer ist. Ihre verbleibende Leistung ist einzig die, eine Nominalstruktur für Personenreferenz aufzubauen. Darüber hinaus wird keine semantische Restriktion induziert. Das interpretative System hat Wahlfreiheit; *-end* bietet also einen Interpretationsspielraum, der nicht zur Verfügung steht, wenn *-end* mit einer Agens-Nominalisierung konkurriert, wie das bei der Opposition von *Mitarbeit+er* und *Mitarbeit+end+er* oder *Stud+ent* und *Studier+end+er* der Fall wäre. Die interpretative Erweiterung ist also durch das EP voraussagbar beschränkt.⁴⁰ Die vermeintlichen Ge-

⁴⁰ Der einzig vage Punkt wäre hier die Bestimmung dessen, was als *default* zählt. Ich habe schon darauf hingewiesen, dass die Bestimmung eines *defaults* nicht a priori, sondern allein konstruktionspezifisch gelöst werden kann.

genbeispiele zur Agensnominalisierung ordnen sich dem EP unter und werden dadurch irrelevant.

Kommen wir zuletzt zu den Beispielen mit dem Verb *tun*, die bei Verb-Zweit auftreten. Wir konnten zeigen, dass im Deutschen *tun* ein Verb mit einer agentiven Bedeutung ist, die sich mit *individual-level* bzw. nicht-volitionalen Prädikaten schlecht verträgt. Das vielleicht klarste verunglückte Beispiel ist.

- (60) a. *dass Stuttgart zum Glück nicht am Bodensee liegen tut
 b. *Stuttgart tut zum Glück nicht am Bodensee liegen ~~tut~~

(49) ist erfüllt, aber das Beispiel ist semantisch nicht in Ordnung. Warum? Weil *tun* einer Menge von lexikalischen Alternativen entstammt, in der sich z. B. auch *machen* befinden würde. Topikalisiert man das Prädikat, dann könnte man sagen, dass das Beispiel semantisch in Ordnung ist, aber formal ist es das auf keinen Fall.

- (61) *_[VP Am Bodensee liegen] Stuttgart zum Glück nicht

(49) ist nicht erfüllt, weil (61) die V2-Regel nicht erfüllt. Es ist kein finites Verb vorhanden. (51) folgend muss angenommen werden, dass *tun* auch eine Existenz außerhalb der Alternativenmenge {*ausführen, erledigen, machen, tun, ...*} hat und demnach als *default* eingesetzt werden kann. Außerhalb dieser Menge bleibt es ohne Konkurrenten und damit ohne Bedeutung. Da *tun* in seiner Manifestation als finites Verb aber formale Eigenschaften hat, wird (49) respektiert, und Beispiel (61) konvergiert in der Form von (62).

- (62) _[VP Am Bodensee liegen] **tut** Stuttgart zum Glück nicht

Die Einsetzung von *tun* ist ein Vorgang, der klar der Einsetzung eines epen-thetischen Segments entspricht.

Alle betrachteten Fälle lassen sich dem EP zuordnen und bringen die scheinbaren syntaktisch/semantischen Paradoxien zum Verschwinden. Das komputationelle System arbeitet völlig gleichförmig und erzeugt (π, λ) -Paare im Sinne des Minimalistischen Programms. Es gibt somit – ich spreche aber in aller Bescheidenheit nur von den untersuchten Fällen – keine Probleme für die Syntax/Semantik-Schnittstelle. Die einzige hinzugekommene Innovation betrifft keine Stipulation, sondern lediglich die Erinnerung an eine durch und durch traditionelle Erkenntnis, der zufolge es aus dem Lexikon rekrutierte unmarkierte Elemente gibt, die sich als *default*-Formen verwenden lassen. Die neue Erkenntnis ist, dass diese *defaults* außerhalb des Systems von Oppositionen stehen. Das Paar (π, λ) hat dann also ein „Loch“. Es ist auf (π) beschränkt. Semantische Aporien, wie man sie zunächst erwartet, kommen also gar nicht erst zustande.

Inwiefern ist es berechtigt, bei all den betrachteten Fällen von „Epenthese“ zu sprechen? Der Vergleich mit dem aus der Phonologie bekannten Phänomen der Epenthese ist erhellend.⁴¹ Epenthese in der Phonologie liegt dann vor, wenn zwischen adjazenten Wörtern oder Silben phonetische Segmente eingefügt werden, die sich nicht aus der zugrundeliegenden Struktur herleiten lassen und in der Regel nur der Erzeugung einer optimalen Lautform dienen. Ihr Auftreten kann über Sprach- und Dialektgrenzen hinweg variieren. Im Englischen finden sich Beispiele von *r*-Intrusion wie in

- (63) a. I'm gonna[r]ask Adrian
 ,'I'm going to ask Adrian'
 b. a lotta[r]apples
 ,'a lot of apples'
 c. bacteria[r]in it https://en.wikipedia.org/wiki/Linking_and_intrusive_R
 ,'bacteria in it'
 d. Canada[r]and the USA
 ,'Canada and the USA'

In diesen Beispielen würde sich ohne den Einschub von *r* durch den Zusammenprall zweier Vokale ein Hiatus ergeben. Wesentlich dabei ist, dass dieses Segment anders als bei der v. a. aus dem Französischen bekannten *liaison* keinen Status in der zugrundeliegenden Struktur hat.⁴² Für das Segment [r] in (63) gibt es keine lexikalische Quelle. Es gibt keinen Grund zu der Annahme, dass dem epenthetischen Segment Phonemstatus zukäme. Alternativen wie etwa *I'm gonna[b]ask Adrian, a lotta[g]apples, bacteria[f]in it* wären ungrammatisch und hätten selbstverständlich keinen Status bei der Diskrimination von Bedeutungen. Daher notiert man epenthetische Einschübe mit der eckigen Klammer [...] für Phone und nicht mit /.../ wie bei den Phonemen. Andererseits sind die Sprosskonsonanten aber auch keine *aliens*. Sie fallen nicht auf, da sie aus dem Lautinventar der jeweiligen Sprache rekrutiert sind. Exakt dasselbe konnten wir in den syntaktischen Untersuchungen beobachten. Die epenthetisch verwendeten Kasusformen, Artikel oder das Verb *tun* entstammen dem jeweiligen Lexikon, ohne sich jedoch im semantischen Raum mit lexikalischen Alternativen verknüpfen zu können. Sie sind ausgewählte *default*-Formen. Die epenthetischen Insertionen in der Lautstruktur scheinen sich exakt parallel

⁴¹ Die Epenthese ist nur eine von mehreren Formen der Herstellung von Euphonie. Übergeordnet ist die Klasse aller Phänomene, die man den altindischen Grammatikern folgend als *Sandhi* bezeichnet.

⁴² Im Französischen liegt der DP /mō per/ („mein Vater“) ein segmental verstummtes /n/ zugrunde, das aber suprasegmental sichtbar bleibt. Folgt ein Wort mit einem vokalischen onset, so erscheint dieses Segment wieder, wie man an /mo+n+ami/ („mein Freund“) sieht. /n/ hat also einen Status als Phonem, während das auf das epenthetische /r/ nicht zutrifft.

zu verhalten. Es sind ausgewählte Elemente, die sich außerhalb des Systems der klassischen Oppositionen bewegen und daher mit diesen nicht in Beziehung treten.

Im Deutschen finden sich analoge Beispiele in der gesprochenen Sprache und in den Dialekten. Im Bairischen gibt es ein epenthetisches [r] zur Hiatusvermeidung wie etwa in:

- (64) *Wia[r]a- me umschau, ...
wie ich mich umsehe
,gerade als ich mich umsehe,⁴³ ...'*

Der Laut *r* hat keinen sprachsystematischen Status in dem Wort *wie*. Er muss also nicht-lexikalisch eingefügt sein. Manche Sprecher könnten statt [r] den Halbvokal [j] wählen, also *wia[j]a-me umschau, ...* Dennoch deutet nichts darauf hin, dass diese Wahl eine systemische Ursache hätte. Die Phoneme /r/ und /j/ stehen im Lexikon des Bairischen selbstverständlich in Opposition. Man sieht das an Minimalpaaren wie *rauche* (1SG von *rauchen*) und *Jauche* oder *rodeln* und *jodeln*. Im Falle von *wia[r]a-me* und *wia[j]a-me* ergibt sich aber kein Minimalpaar, d. h. die Phone [r] und [j] bilden sich nicht auf Phoneme ab und können daher keinen Bedeutungsunterschied induzieren.

Im Toskanischen findet man einen Einschub von [t] zwischen Silben, wodurch im Dialekt nicht-favorisierte Cluster wie *r+s* aufgelöst werden. Aus *persona* („Person“), *per.sona*, wird dann *per[t]sona*, *per.tsona*.

Im Deutschen findet man epenthetische Elemente auch in der Schriftsprache.

- (65) a. hoffen[t]lich anstatt *hoffenlich
b. versehen[t]lich anstatt *versehenlich
c. morgen[d]lich anstatt *morgenlich
d. das Tokio[t]er Klima anstatt *?das Tokioer Klima

Auch hier gibt es keine Varianten, die auf einen Phonemstatus für die Sprosskonsonanten hindeuten könnten. Es gibt neben *hoffen[t]lich* kein **hoffen[k]lich* und neben *morgen[d]lich* kein **morgen[g]lich* usw. und neben *Tokio[t]er* kein **Tokio[n]er* etc.

Epenthese findet sich entsprechend im Bereich der Vokale. Sprossvokale (gr. „Anaptyxe“, skr. „Swarabhakti“) werden systematisch im gesprochenen Niederländischen eingesetzt sowie bei englischen Lehnwörtern in Hindi, im Japanischen und in sehr vielen weiteren Sprachen.

⁴³ S. Merkle (1984: 30 ff) sowie Gutch (1992). Im Alemannischen und gelegentlich in Varianten des Bairischen ist dieses Segment nicht [r] sondern [n].

(i) *Wia-[n]-i -mi umschau ...
wie ich mich umsehe*

- (66) a. mel[ə]k für *melk* „Milch“ Niederländisch
 b. fil[ə]m für *film* „Film“
 c. gol[ɛ]d für *gold* „Gold“ Hindi
 d. *gurasu* グラス für „glass“⁴⁴ Japanisch
 e. *resutoran* レストラン für „restaurant“

Die vokalische Epenthese löst nicht-favorisierte Cluster auf wie etwa *l+k*, *l+m*, *g+l*, *s+t*.

Beim Vergleich der Beobachtungen zu Syntax und Phonologie zeigt sich perfekte Parallelität.

(67) Epenthese in Phonologie und Syntax

	Phonologie	Syntax
rein formal	✓	✓
kein Semantikbezug	✓	✓
default Status	✓	✓
keine Alternativen	✓	✓
last resort Reparatur	✓	✓
aus dem Inventar rekrutiert	✓	✓

Die Parallele zwischen Syntax und Phonologie ist verblüffend. Daher scheint die Ausdehnung des Begriffs der Epenthese auf die Syntax durchaus berechtigt zu sein. So wie Epenthese in der Phonologie die Erstellung einer Idealform hinsichtlich Phonotaktik und Silbenstruktur befördert, hilft die syntaktische Epenthese dabei, Verletzungen formalsyntaktischer Art zu vermeiden, ohne semantische Konflikte hervorzurufen. In beiden Fällen geht es um *constraints*, die nicht verletzt werden dürfen.

Was bedeutet das für die Architektur der Grammatik? Ich kann natürlich nur für die hier diskutierten Fälle sprechen. Sollten diese aber über die sprach- und konstruktionspezifischen Beispiele hinaus Gültigkeit haben, dann wäre das eine gute Nachricht für die Transparenz der Syntax/Semantik-Relation. Syntax und Semantik werden parallel aufgebaut, aber die semantische Interpretation „pausiert“ an bestimmten Punkten. Das sind genau die Punkte, an

⁴⁴ Für das Japanische ist Vorsicht geboten. *グラス* (*gurasu*) hat die Bedeutung von Trinkglas. Daneben gibt es aber, wie mir Jiro Inaba (pers. Mitt.) erklärt, den Oberbegriff *ガラス* (*garasu*), der sich in erster Linie auf das Material bezieht und z. B. auch Fensterglas meinen könnte. Wie mir Masayuki Oishi (pers. Mitt.) versichert, ist *gurasu* und *garasu* ein Minimalpaar. *u* scheint demnach durchaus in Opposition zu *a* zu stehen und wäre damit kein epenthetischer Vokal. Das *u* in *resutoran* レストラン kann dagegen nicht variieren und könnte epenthetisch sein. Interessanterweise verschwindet das *u* in der gesprochenen Sprache von Tokio, während es in der von Kansai (Osaka, Kyoto) erhalten bleibt. Die Verhältnisse sind womöglich zu komplex, um sie schlicht funktional zu erklären.

denen syntaktische Formkriterien in *last resort* Operationen erfüllt werden, und zwar durch Bausteine, die als *defaults* aus dem System der semantischen Alternativen entfernt zu sein scheinen. Konflikte ergeben sich nur dann, wenn alle Teile der Rede blindlings uniform interpretiert werden. Es muss z. B. vermieden werden, das finite Verb *tun* in jedem Fall als Aktionsverb zu interpretieren. Das System muss erkennen, wann dieses Verb als *default* eingesetzt ist, um die V2-Struktur zu retten. Ähnlich für die anderen Fälle, die in der Diskussion waren. Derivationen erwerben durch die Generierung ungrammatischer oder nicht-kompletter Strukturen eine gewisse Asynchronie. Epenthese-gesteuerte Reparaturvorgänge kommen, wenn ich es richtig sehe, post-syntaktisch ins Spiel. Da eine Trennung von kernsyntaktischen Prozessen und post-syntaktischen Operationen in der generativen Theorie von sehr vielen Forschern sowieso angenommen wird, scheint mir der vorliegende Vorschlag einer Erweiterung des Epenthese-Begriffs gut plazierte zu sein. Probleme der hier behandelten Art sind seit langem auf der Agenda linguistischer Forschung. Wie Brandt & Fuß in der Einleitung zu ihrem Band über *repairs* ausführen, spielen Expletiv-Einsetzung und *do*-support seit langem eine Rolle in der Diskussion über die Syntax/Semantik-Relation. *There is someone in the room* und *We do not leave* enthalten mit *there* und *do* Elemente, die offensichtlich in der semantischen Komposition keine Rolle spielen. Es gab die unterschiedlichsten Vorschläge dazu, z. B. *expletive replacement*.⁴⁵ Epenthese in der Syntax macht einen konkreten Vorschlag, den ich für realistisch und ausbaufähig halte.

LITERATURHINWEISE

- Abraham, W. & A. Fischer. 1998. Das grammatische Optimalisierungsszenario von *tun* als Hilfsverb. In K. Donhauser, K. & L. M. Eichinger (Hgg.), *Deutsche Grammatik – Thema in Variationen. Festschrift für Hans-Werner Eroms zum 60. Geburtstag*. (S. 35–47). (Heidelberg 1998).
- Bayer, J. 2017. *Prima la musica, dopo le parole: A small note on a big topic*. In S. Sengupta, S. Sircar, M. Gayathri Raman & R. Balusu (Hgg.), *Perspectives on the Architecture and Acquisition of Syntax: Essays in Honor of R. Amritavalli*. (S. 195–213). Singapore: Springer.
- Bayer, J. 2018. Reparatur in der Grammatik – Anmerkungen zum Sprachdesign. In E. Leiss & S. Zeman (Hgg.), *Die Zukunft der Grammatik – Die Grammatik der Zukunft. Festschrift für Werner Abraham anlässlich seines 80. Geburtstags*. (S. 51–74). Tübingen: Stauffenburg.

⁴⁵ *There is a man in the room.* ⇨ [there-[a man]_i] is t_i in the room. S. Chomsky (1986; 1991).

- Bayer, J. 2023. Verb-Second and Reconstruction. *Workshop V2, or not V2, that is the question: on verb placement in interrogatives*. Bayonne 07–08 Juni 2023 [handout]
- Bayer, J. & M. Bader. 2007. On the Syntax of Prepositional Phrases. In A. Späth (Hg.), *Interface and Interface Conditions*. (S. 157–179). Berlin: de Gruyter.
- Bayer, J., M. Bader & M. Meng. 2001. Morphological underspecification meets oblique case: syntactic and processing effects in German. *Lingua* 111. 465–514.
- Bayer, J. & C. Freitag. 2020. How much verb moves to second position? In H. Lohnstein & A. Tsiknakis (Hgg.), *Verb Second – Grammar Internal and Grammar External Interfaces*. (S. 77–122). Interface Explorations [IE] 32. Berlin/New York: Mouton de Gruyter.
- Berlin, B. & P. Kay, P. 1969. *Basic Color Terms: Their Universality and Evolution*. Berkeley and Los Angeles, California: University of California Press.
- Brandt, P. & E. Fuß. 2013. Introduction. In P. Brandt & E. Fuß (Hgg.), *Repairs. The Added Value of Being Wrong*. (S. 1–29). Interface Explorations [IE] 27. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Chomsky, N. A. 1986. *Knowledge of Language*. New York: Praeger.
- Chomsky, N. A. 1991. Some Notes on Economy of Derivation and Representation In R. Freidin (Hg.), *Principles and Parameters in Comparative Syntax*, MIT Press, Cambridge, MA.
- Chomsky, N. A. 1995. *The Minimalist Program*. Cambridge, Massachusetts: MIT Press.
- Enç, M. 1991. The semantics of specificity. *Linguistic Inquiry* 22. 1–25.
- Eroms, H. W. 1998. Periphrastic ‚tun‘ in present-day Bavarian and other German dialects. In I. Tieken-Boon van Ostade, M. van der Wal & A. van Leuvensteijn (Hgg.), *Do in English, Dutch and German. History and Present-Day Variation*. (S. 139–158). Münster: Nodus.
- Fanselow, G. 1988. Aufspaltung von NP und das Problem der freien Wortstellung. *Linguistische Berichte* 114: 91–113.
- Fanselow, G. & D. Ćavar. 2002. Distributed deletion. In A. Alexiadou (Hg.), *Theoretical Approaches to Universals*. (S. 65–107). Vol. 49 of *Linguistik Aktuell/Linguistics Today*. Amsterdam: John Benjamins.
- Fleischer, J. 2008. Zur topikalisierenden Infinitivverdoppelung in deutschen Dialekten: *Trinken trinkt er nicht, aber rauchen raucht er* (mit einem Exkurs zum Jiddischen) In P. Ernst & F. Patocka (Hgg.), *Dialektgeographie der Zukunft: Akten des 2. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) am Institut für Germanistik der Universität Wien, 20. bis 23. September 2006 (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik Beihefte* 135. (S. 243–268). Stuttgart: Steiner.

- Frege, G. 1918/1919. *Logische Untersuchungen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. 1966.
- Freitag, C. 2021. *Verb-Second as a Reconstruction Phenomenon. Evidence from Grammar and Processing*. STUDIA GRAMMATICA 86, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Glück, H. 2020. *Das Partizip I im Deutschen und seine Karriere als Sexusmarker*. Paderborn: IFB Verlag Deutsche Sprache.
- Grosu, A. 1994. *Three Studies in Locality and Case*. London: Routledge.
- Gutch, D. 1992. Linking and intrusive r in English and Bavarian. In C. Blank (Hg.), *Language and Civilization: A Concerted Profusion of Essays and Studies in Honor of Otto Hietsch*. (S. 555–611). Vol. 1. Frankfurt a. Main: Lang.
- Harnisch, R. 2016. Das generische Maskulinum schleicht zurück. Zur pragmatischen Remotivierung eines grammatischen Markers. In A. Bittner & C. Spieß (Hgg.), *Formen und Funktionen. Morphosemantik und grammatische Konstruktion*. (S. 203–219). Berlin/Boston: De Gruyter.
- Hein, J. 2017. Doubling and *do*-support in verbal fronting: Towards a typology of repair operations *Glossa: a journal of general linguistics* 2(1): 67. <https://doi.org/10.5334/gjgl.161>.
- Hein, J. 2021. Verb movement and the lack of verb-doubling. VP-topicalization in Germanic. *The Journal of Comparative Germanic Linguistics* 24. 89–144.
- Von Heusinger, K. & J. Kornfilt. 2005. The case of the direct object in Turkish: Semantics, syntax and morphology. *Turkic Languages* 9. 3–44.
- von Humboldt, W. 1836. *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. Paderborn: Schöningh. 1998.
- Kornfilt, J. 2001. Non-specific partitives and the unreliability of specificity markings. Unpublished manuscript. New York: Syracuse University.
- Merkle, L. 1984. *Bairische Grammatik*. München: Hugendubel. [2. Auflage].
- Müller, G. 2016. Predicate Doubling by Phonological Copying. In *Replicative Processes in Grammar*. (S. 1–24). *Linguistische Arbeitsberichte* 93. Universität Leipzig.
- Paul, H. 1917. *Deutsche Grammatik*. Band II, Teil III: Flexionslehre. Halle: Niemeyer.
- Van Riemsdijk, H. 1989. Movement and Regeneration. In P. Benincà (Hg.), *Dialect Variation and the Theory of Grammar*. (S. 105–136). Proceedings of the GLOW Workshop on Linguistic Theory and Dialect Variation. Dordrecht: Foris.
- Schwarz, C. 2004. *Die tun-Periphrase im Deutschen*. Magisterarbeit, Universität München.
- Stein, D. (1992). *Do and tun: A semantics and varieties based approach to syntactic change*. In M. Gerritsen & D. Stein (Hgg.), *Internal and External Factors in Syntactic Change*. (S. 131–155). Berlin: De Gruyter.